



Scholz 28



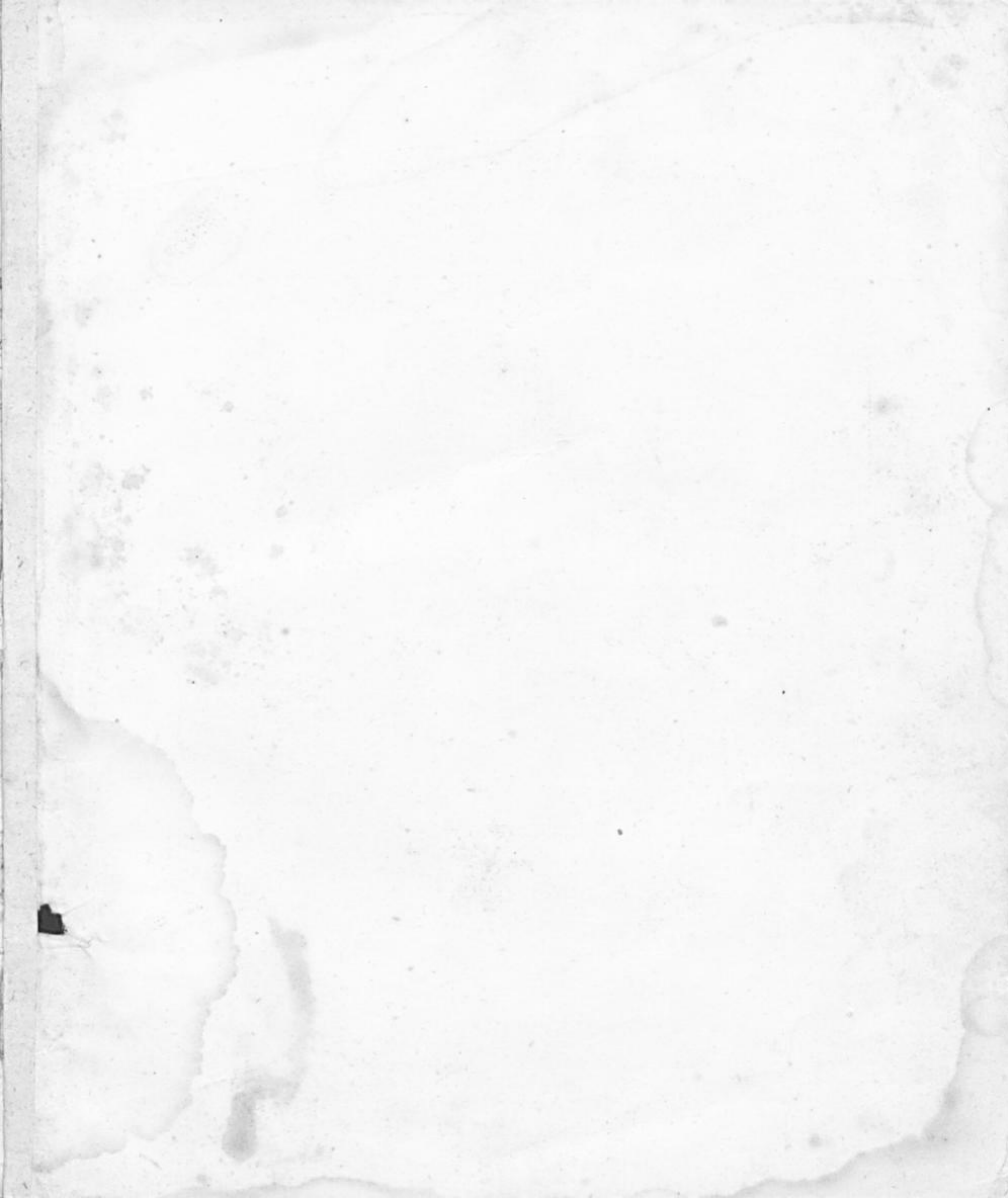
Stadtbibliothek Mainz



36-00372110

280







Lebenslust und Lebensernst

für die Jugend erzählt.
von
D. Schmid.



Mit 7 fein gemalten Bildern.

MAINZ

Joseph Scholz

91.1207

V o r r e d e .

Daß es viele liebe Büchlein giebt, welche das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden: wer mag das leugnen? Ich selber habe viele mit großem Vergnügen gelesen. Aber wer von Euch wird mir nicht beistimmen, daß wir, große und kleine Kinder, alle ohne Unterschied, gerne die Abwechslung lieben, und dann und wann nach etwas Neuem Bedürfniß fühlen? Da ich mich nun eben in Euren Platz stelle, so glaube ich, daß das, mit schönen Bildern geschmückte Büchlein, welches ich Euch hiermit darbiete, nicht unwillkommen sein wird. Ich war bemüht Euch in Erzählungen und Gedichtchen hinzuweisen auf die Früchte eines guten und edlen Betragens, im Gegensatz zu den unglücklichen Folgen, die Ungehorsam und Untugend nach sich ziehen —, um Euch auf diese Weise aufzumuntern, schon in Eurer Jugend Euern Schöpfer und Wohlthäter und die Tugend zu lieben. Möchte doch dies Büchlein Euch gefallen und etwas Gutes bei Euch wirken: ich würde mich

II

herzlich darüber freuen und mich bereit erklären, um, wenn Gott Zeit, Lust und Kraft dazu giebt, noch einmal die Feder für Euch zu ergreifen, Euch noch Etwas der Art anzubieten.

Und nun, junge Freunde, leset mit Aufmerksamkeit die Rathschläge und Ermahnungen, die mit warmer Theilnahme an Eurem eigentlichen Glücke Euch gegeben werden von

Eurem geneigten Verfasser.

I.

Die Kirschendiebe.



„Pst, Pst!“ rief der kleine Walter, ein wilder Junge, der gerne böse Streiche ausführte, seinem Bruder Theodor zu und seiner Schwester Thereschen, die in ihres Vaters schönem Garten sprangen und spielten; soll ich euch einmal traktiren? Kommt dann fein still und leise hierher, da haben wir einen ganz besonderen Glücksfall.

Was meinst du denn? frug Theodor.

Guck doch einmal; siehst du denn die schönen Kirschen nicht? Mir wässert der Mund schon, wenn ich sie nur ansehe; ich möchte so gern einmal hinter sie!

„Aber siehst du denn nicht, Walter,“ sagte Theodor, der inzwischen mit seiner Schwester an dem bezeichneten Plage angekommen war, „wie hoch die Mauer ist?“

„Und weißt du denn nicht, daß die Kirschen dem Nachbar gehören,“ bemerkte Thereschen.

„Sa, ha,“ lachte Walter; „auf die hohe Mauer geb' ich keinen Kreuzer und der Nachbar wird auch nicht arm werden, wenn wir ein Bischen an seinem Kirschbaum pflücken. Er kann sie ja doch nicht all' essen.“

„Aber wie willst du denn den Kirschen beikommen,“ fragte Theodor, „wir haben ja hier keine Leiter oder so etwas.“

„Kinderleicht, Theodor! du stellst dich mit dem Rücken an die Mauer, ich klettere an dir hinauf, steige auf deine Schultern, pflücke die Kirschen ab und werfe sie dem Thereschen in die Schürze. He, was sagst du dazu?“

„Es könnte wohl gehen, aber“

„Bleib' nur und zög're nicht lang, ich will nur schnell mein Jäckchen ausziehen!“

„Aber wenn das Jemand sähe,“ sprach Thereschen.

„Ach dummes Zeug, wer kann es denn sehen? Der Vater ist aus, die Tante plaudert mit der Mutter, der Gärtner ist in dem Gemüsegarten an seiner Arbeit. Also frisch komm, stell' dich an die Mauer, Theodor, und du Thereschen hältst deine Schürze ordentlich auf.“

Wollten wir nun sagen, Walters Bruder und Schwester hätten in diesem Augenblicke nicht gern ein Kirschchen gegessen, dann würden wir lügen; aber sie waren doch innerlich ängstlich, daß es nicht gut ablaufen möchte.

Inzwischen sprach Walter so schön und es lachten sie die rothen Kirschen so freundlich an, daß sie endlich nachgaben, nachdem

sie zuvor sorgfältig gelauscht hatten, ob sie nicht nähernde Fußtritte hörten. Alles blieb ruhig und still!

„Meinetwegen, Walter, komm dann nur,“ sagte Theodor und drückte sich mit dem Rücken an die Mauer und während Thereschen auf dem ihm befohlenen Posten stand und die Schürze aufhielt, kletterte Walter, der sein Wämmschen ausgezogen hatte, um freier zu sein, mit großer Geschwindigkeit auf seines Bruders Schultern und begann tüchtig den Kirschbaum zu leeren.

„Run gut, wir haben wohl genug,“ sprach Thereschen nach einiger Zeit, dem die Schürze schwer ward und die herzlich wünschte, je eher je lieber den gefährvollen Platz zu verlassen.

Und mit einem Satz sprang Walter herunter.

„Run gehts lustig ins Gartenhäuschen, da können wir sie mit aller Gemächlichkeit aufzehren,“ sagte Walter, der so vergnügt war, als hätte er die größte Heldenthat verübt.

O wie waren die Kirschen so süß! Sie schmeckten viel besser, als die, welche die Mutter kaufte! Und mit welcher Hast waren sie aufgezehrt.

Die Kerne wurden mit Sorgfalt verscharrt und von dem Geschwisterkleeblatt der Entschluß gefaßt, ganz bald auf dieselbe Weise sich einander nochmals zu traktiren. Kein Hahn würde ja darnach krähen.

Es war Essenszeit geworden und die Kinder wurden zu Tisch gerufen. Der Vater war ernst und still und auch die Mutter

sprach wenig. Das war etwas ganz Ungewöhnliches. Die Ursache davon konnten sie gar nicht vermuthen; denn daß ihre Eltern wissen sollten, was geschehen war, davor brauchten sie sich, wie sie meinten, nicht zu fürchten. Nach beendigtem Mittagessen wollten die Kinder wieder nach dem Garten gehen, was ihnen sonst auch nie gewehrt wurde.

Bleibt, sprach der Vater, ich habe euch was zu sagen. Es thut eurer Mutter und mir herzlich leid, daß wir Kinder haben, welche Diebe sind!

Da standen nun Theodor, Thereschen und Walter bleich, wie ein Marmorbild. Wer hat sie denn doch entdeckt! — Keins von Allen hatte das Herz, die Augen aufzuschlagen; auch der sonst so feste Walter stand jetzt bleich, zitternd und niedergeschlagen da.

Ich bin selbst Augenzeuge eurer bösen That gewesen, sagte der Vater. Ihr dachtet, Niemand könne euch hören oder sehen, und doch habt ihr euch verrechnet; denn während Walter die Kirschen stahl, stand ich mit dem Nachbar grade an der andern Seite der Mauer bei dem Kirschenbaum. Psui, Kinder, daß ihr euch schon so frühzeitig dem Bösen hingebet! Wer in seiner Jugend Kirschen stiehlt, lauft Gefahr, später größeren Diebstahl auszuführen und was ist das Ende Derer, die des Nächsten Gut entwenden? Gefängnißstrafe, Schande und nicht selten ein ehrloser Tod! Und welch' eine Thorheit zu glauben, daß uns Niemand sieht, wann wir Böses thun! Und bleibt es auch verborgen vor dem Auge des Menschen, so bleibt es doch nicht verborgen vor dem allwissenden Auge unseres lieben Herrn in dem Himmel, welcher

auf Alles Acht hat, und früher oder später die Missethat streng strafen wird!

Theodor und Thereschen weinten bitterlich bei dieser ernsten väterlichen Rede und auch Walter stand beschämt da.

Nach einigen Augenblicken begann der Vater: ihr hättet verdient, daß ich euch öffentlich beschämte; auf der Mutter Fürsprache jedoch habe ich eure Strafe gemildert. Acht Tage lang dürst ihr nicht in den Garten gehen, dagegen befehle ich euch, hinüber zu gehen zum Nachbar, um ihn wegen eures schlechten Betragens um Verzeihung zu bitten.

Das geschah auch. Und wie wir gehört haben, machten sich die Kinder nie wieder einer ähnlichen Uebelthat schuldig, und es hat die ergreifende Lektion des Vaters auch auf den wilden Walter einen entscheidenden guten Einfluß ausgeübt. So oft er später nach dem Kirschenbaum sah, dachte er an das Wort seines Vaters: daß Stehlen Sünde ist, und daß der allwissende Gott das Böse sieht und bestraft.

O Kinder, wollt es nie vergessen,

Daß Böses böß sich lohnt,

Und droben in dem reinen Himmel

Ein heilig Wesen wohnt;

Deß Auge ins Verborgne schauet

Und auch in jedes Herz!

Drum hütet euch vor Uebelthaten:

Sie bringen Reu und Schmerz!



Der beschämte Hochmuth.



„Bah,“ sagte der zwölfjährige Fritz zu seinem Hofmeister, mit welchem er nach beendigter Lehrstunde einen Spaziergang machte, „was ist doch der Gaspar Muth für ein Lumpenjunge und wie unordentlich ist er gekleidet; da kann man so recht den Unterschied sehen zwischen Vornehm und Gemein!“ Indem er das sprach, strich er seinen feinen weißen Hemdtragen schön glatt und brachte eine Locke wieder in Ordnung, die durch den Wind etwas auseinander gerathen war.

„Lumpenjunge sagst du, wäre der Gaspar,“ erwiderte der Hofmeister, der von jeder Gelegenheit Gebrauch machte, um seinem Zöglinge nützliche Lehren mitzutheilen; „glaube mir, das scheint mehr so, als es in der That ist. Erweist er nicht jeder Zeit die schuldige Höflichkeit? Nahm er nicht noch so eben freundlich sein Köppchen vor uns ab, und wünschte uns guten Tag? Und was ihm in deinen Augen noch an Bildung gebricht, das ist die Folge einer weniger sorgfältigen Erziehung, als du solche genossen hast. Du findest ihn unordentlich gekleidet? Aber darin irrst du dich ganz. Seine Kleider sind einfach und deuten den Stand an, zu dem er gehört, und außerdem reichen sie ihm zu Ehre; denn mit Sicherheit kann ich dir sagen, daß er Alles zusammenpart, um seine Mutter vor Armuth und Mangel zu bewahren; dadurch

verdient er aller braven Leute Achtung, und der gute Gott im Himmel, der nicht auf Kleidung, sondern auf das Herz sieht, wird ihm ohne Zweifel seinen Segen nicht vorenthalten."

Gleichwie solches schon öfters stattgefunden hatte, sah Fritz sich auch diesmal aus dem Felde geschlagen und wußte zur Widerlegung dieser Worte nichts vorzubringen. Eine glühende Schamröthe überdeckte einen Augenblick sein Gesicht, und in der Verwirrung strich er wiederum an seinem feinen weißen Hemdekragen, welcher heute besonders herhalten mußte.

Ihr werdet bereits bemerkt haben, daß Fritz einen garstigen Fehler hatte. Er war zwar ein wohlzogener und lehrsammer Knabe, der, von dieser Seite betrachtet, seinen Eltern und Lehrern viel Freude machte; aber in seinem jungen Herzen herrschte Hochmuth und daher kam es, daß er stolz auf die Andern herabsah, die weniger waren, denn er, und daß er mehr als einmal ein ungerechtes Urtheil fällte. Dieser Untugend zu begegnen, war der Wunsch seiner edlen Eltern, und das Ziel, welches sich sein Hofmeister vorsetzte. Daß dieß nun so gemächlich nicht war, ist leicht zu begreifen; aber am allerwenigsten konnte Fritz es denken, daß der „lumpige und armfellige Caspar Muth“, wie der hochmüthige Junge ihn zu nennen beliebte, ihn von diesem Gebrechen für immer heilen sollte.

Es war an einem schönen Abende des Monats Juni. Fritz wandelte in dem großen Garten, der hinter der elterlichen Wohnung gelegen war. Seine Eltern waren in Gesellschaft mit dem Hofmeister bei einem ihrer Freunde, der dreiviertel Stunden entfernt wohnte. Plötzlich steht Fritz still, indem er an den breiten Graben

gekommen war, der an der einen Seite längs des Gartens hinlief. Die Lust beschlich ihn, in einen kleinen Rachen zu steigen, der an dem Ufer angebunden war. Kaum hatte er ihn losgebunden, so springt er schnell hinein und beginnt mitten auf dem Wasser aus allen seinen Kräften zu schaukeln.

„Geben Sie Acht, junger Herr“, dringt unerwartet ein Ruf an sein Ohr, „Sie könnten einen Unfall bekommen!“

Den Kopf umwendend sieht er Caspar Muth, der ihm diese Warnung zugerufen hatte, während er beschäftigt war, ein wenig Gras zu schneiden. „Was geht das dich an“, war die barsche Antwort.

„Aber der kleine Rachen kann umschlagen und der Graben ist tief!“

„Das ist meine Sache!“ Und anstatt dem Rathe Gehör zu geben, der ihm aus Gutherzigkeit zugerufen ward, schaukelte er je länger, je stärker. Plötzlich verliert er das Gleichgewicht und stürzt mit einem lauten Schrei in's Wasser.

Als er nach langer Zeit seine Augen wieder aufschlug, lag er auf einem Ruhebette, welches seine Eltern, der Hofmeister, der Arzt und Chirurg umringten. „Gott sei Dank“, riefen wie aus einem Munde die Eltern; „er lebt!“ Und mit der äußersten Sorgfalt wurde für den aus dem Wasser Gezogenen gewacht.

Friz wußte nicht, was mit ihm geschehen war, seit dem Augenblicke, als er aus dem Rachen stürzte.

Nachdem er wieder hergestellt war, fragte er seinen Hofmeister um Aufklärung.

Du hast nächst Gott, sprach dieser mit Ernst und Gefühl, deine Rettung dem Caspar Muth zu verdanken. Ohne seine Hülfe wärest du jetzt ein Opfer des Todes. Dieser brave Junge zögerte nicht, dich mit Gefahr seines eigenen Lebens einem unvermeidlichen Tode zu entreißen; er ist es, der dich auf seinen Armen hieher trug, deinen Eltern und mir den entsetzlichen Unfall mit Vorsichtigkeit mittheilte und aus eigenem Antrieb für dich den Arzt und Chirurg holte.

Fritz schlug die Augen nieder und schämte sich einer Thräne nicht, die unwillkürlich längs seiner Wange herabgleitete. Jetzt sah er seinen Irrthum ein; er verlangte den Caspar zu sehen und in seiner, seiner Eltern und seines Hofmeisters Gegenwart bezeugte er seinem Retter auf eine ungekünstelte Weise seinen Dank, indem er ihm seine Hand mit Wärme drückte.

Seit diesem Vorfall war Fritz gänzlich verändert, und wenn er in späterer Zeit wieder versucht wurde, dem Hochmuth nachzugeben, dann rief er sich diesen Vorfall wieder ins Gedächtniß, der für ihn so außerordentlich wichtig gewesen war.

Daß Caspar nicht unbelohnt blieb, dies braucht nicht weitläufig erwähnt zu werden. Diese gute von ihm vollbrachte That gereichte seiner armen Mutter und ihm zum Segen und wir müssen es Fritz zur Ehre nachsagen, daß er es nicht vergaß, auf eine geschickte Art Beweise seiner Dankbarkeit zu geben gegen den braven Knaben, der gering vor der Welt schien, aber ein Herz besaß, welches für das Gute und Edle schlug.



Das Gespenst.



Heinrich. Wie schrecklich! Ich zittere noch an meinem ganzen Leibe! Ich habe ein entsetzliches Gespenst gesehen! Nie in meinem ganzen Leben, so alt ich werde, kann ich diesen Schrecken vergessen!

Philipp. Aber lieber Bruder, ich glaub', du willst Spaß mit mir machen! Wie kannst du nur im Ernst glauben, daß es wirklich Gespenster gibt?

Heinrich. Ja ganz gewiß, ich habe ein Gespenst gesehen: droben ist eins!

Philipp. Geh', Geh'! Du weißt, was der Vater sagt, daß es lauter Aberglauben und Thorheit ist, an so etwas zu glauben.

Heinrich. Aber wie kannst du mir es nur ableugnen wollen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe? Und wenn du mir es nicht glauben willst, so gehe selbst hinauf droben ist ein Gespenst! Ich aber werde nie mehr hinauf gehen!

Philipp. Nun gut so will ich hinauf gehen, aber unter einer Bedingung: wenn ich rufe, mußt du kommen, kühn und ohne Schrecken, um mir zu helfen, das Gespenst in die Flucht zu jagen. Philipp ging nun im Dunkeln die Treppe hinauf ohne Furcht und sicher, daß das gefürchtete Gespenst nur eine Einbildung sei.

Unerfrohen öffnete er die Thüre einer Kammer. Da auf einmal schrie er aus Leibeskräften:

Heinrich zur Hülfe! komm eilend herauf zur Hülfe! Das Gespenst! Eile es fängt schon an zu weichen!

Heinrich stürzte hastig und in größter Eile mit einem großen Stöcke bewaffnet die Treppen herauf und rief: Philipp, wo ist das Gespenst, wo?

Philipp. Sieh' doch nur, da sitzt's ja: 's Nachbars schwarzes Käpchen mit seinem rothen Schellenband! Da sitzt es auf dem Tisch, schaut mit seinen feuerigen Augen nach dem Mond hinauf und haßt mit seinen Pfoten nach den weißen Vorhängen und macht aus lauter Lust und Muthwillen seine Kagen Sprünge!

Heinrich. Psui, wie muß ich mich schämen, daß ich solch ein Haasensfuß gewesen und aus lauter Schrecken ein schwarzes Käpchen für ein Gespenst hielt und erschrocken davor in die Flucht lief! Ich bitte dich, herzliebster Philipp, erzähle ja keinem Menschen meine Thorheit. Und wahrhaftig, wenn mir wieder Jemand von einem Gespenst erzählen will, so will ich ihn als einen Haasensfuß auslachen und mich nicht mehr fürchten!

Und wahrlich der Heinrich war gut widerlegt. Und sein Beispiel kann euch lehren, alle bange und thörichte Furcht vor Gespenstern zu verlachen. Denn es giebt keine Gespenster. Das sind lauter Fabeln und Märchen, woran nur abergläubische und thörichte Menschen glauben.



Was in der Bibliothek vorfiel.



Der Herr Althaus, dem es an zeitlichen Mitteln nicht gebrach, besaß eine ausgewählte Büchersammlung in Eigenthum, worauf er sehr viel hielt und wofür er sich früher große Opfer hatte kosten lassen. Es war aber auch eine Lust, die kostbaren Werke zu sehen, welche schön gebunden in netten Bücherschränken prangten und von der Sorgfältigkeit des Eigenthümers Zeugniß ablegten. Nach verrichteten Amtsgeschäften wurden die Musestunden von Herrn Althaus hier zugebracht, um sich mit seinen stummen Freunden, wie er seine Bücher nannte, zu vergnügen und ohne seine Zustimmung durfte Niemand die Bibliothek besuchen und auch dies nur in seiner Gegenwart. Fest konnte man daher auch darauf rechnen, daß das Zimmer mit Sorgfalt zuvor verschlossen wurde wenn Herr Althaus abwesend war.

Eines Tages jedoch geschah es, daß der Herr von dem wir reden, und seine Gattin unerwartet von einem Blutsverwandten abgehalten wurden, um über eine wichtige Sache miteinander zu berathschlagen.

In der Eile wurde es vergessen, den Schlüssel an dem Bücherzimmer abzuziehen. Kaum war der Wagen das Thor hinaus gerollt, als Karl Althaus, der älteste Knabe, dieses merkte, zu seiner Schwester Elise eilte und sagte: „Oh, was können wir jetzt Vergnügen haben!“





„Wie so?“ fragte diese verwundert. „Ei, denk' nur Elise,“ sagte Karl, „die Thüre von Papis Bücherzimmer steht offen! Gehe doch mit mir, dann wollen wir ganz vorsichtig die schönen Bücher einmal ansehen, die ganz gewiß voll schöner Bilder sind. „Aber du weißt ja“, sprach Elise, „daß Papa so ängstlich besorgt um seine Bücher ist“, obschon sie heimlich denselben Wunsch hegte, wie ihr Bruder.

Nun ja, aber wir werden gewiß nichts verderben; wenn wir zuvor unsre Hände waschen, dann wird kein Fleckchen an die Bücher kommen und wenn wir Alles wieder an seinen Platz setzen, dann wird Papa es nicht einmal merken können. Diese Bemerkung billigte Elise und es wurde in ihrem Rath beschlossen, nach dem Kaffeetrinken einen Besuch in der Bibliothek zu machen.

Wenig dachten sie daran, daß ein Stück des Anstoßes in den Weg kommen könne, wodurch ihnen Schwierigkeiten bereitet würden. Sie hatten nicht gerechnet auf das Hinderniß ihres fünfjährigen Schwesterchens Lottchen, welches gewohnt war, sich stets in ihrer Gesellschaft zu befinden. In dem Augenblicke, wo sie die Gartensube verlassen wollten, begann das Kind zu schreien und rief in einem fort: „Ich will mit; Ich will mit!“ Schnell mußte Rath gefaßt werden, denn den Plan aufzugeben ging schlechterdings nicht; die Gelegenheit, die Bücher zu sehen, würde vielleicht nie wieder so günstig gewesen sein.

Ich weiß was, sprach Karl endlich, wir wollen Lottchen mitnehmen; es wird uns doch wohl nicht verplaudern und es kann droben auf dem Stukenboden sitzen, während wir ungehindert die

Bücher beschauen. Gesagt, gethan; die drei befanden sich bald darauf in der Bibliothek. Lottchen fand einen Platz auf dem Stufenboden, während Karl und Elise sich sehr eifrig mit dem Beschauen einiger Bücher befaßten, wovon das Eine noch schöner als das Andere war. Ohne Argwohn legte Elise einzelne Bücher, die gebraucht waren, auf den Boden nieder, da auf dem Tischchen kein genügsamer Platz vorhanden war; —

Lottchen welches Anfangs sich sehr ungeduldig benommen hatte, war besonders still geworden.

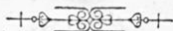
Karl und Elise fanden es endlich rathsam, Alles wieder schön in Ordnung zu bringen, da sie nicht wußten, wie lang ihre Eltern ausbleiben würden und sie doch nicht wünschten, von ihnen überrascht zu werden. Aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie gewahr wurden zu ihrem Schrecken, daß Lottchen während der Zeit aus einem der Bücher, welche auf den Boden niedergelegt waren, Bilder und Blätter herausgerissen hatte.

Sie wußten nicht was sie anfangen sollten und eilten gejagt von Furcht und Angst hinunter. Sie waren in der größten Verlegenheit; gar nichts davon zu sagen das getrauten sie sich nicht, weil Papa ein Feind aller Lüge war und auch Mama sich sehr streng dagegen zeigte; die Wahrheit aber zu sagen, davor fürchteten sie sich: denn Papa war streng rechtlich und Mama gab ihre Billigung zu Allem, was ihr Gatte vornahm.

Da kamen ihre Eltern nach Haus. Sogleich wurden Karl und Elise in's Verhör genommen, weil Papa schon argwohnte, daß man seine Nachlässigkeit würde benutzt haben. Die Kinder bekannten

frei und offen ihre Schuld und gestanden ihren Eltern Alles bis auf's Kleinste.

Und was denkt ihr, wird Herr Althaus gethan haben? Er tadelte Karl und Elise ernstlich wegen ihres Ungehorsams und ihrer Unachtsamkeit, wodurch ihr Schwesterchen den Schaden verursacht hatte, aber er lobte sie zu gleicher Zeit, daß sie die Wahrheit nicht verhehlt hatten und sorgte in Zukunft dafür, daß die Thüre seiner Bibliothek nie wieder offen blieb.



5.

Der wahre Werth der Tugend.



Wißt du auf Erden glücklich leben?

Geiz nicht nach Gut und Geld.

Doch streb nach Reinheit deiner Seele

Damit sie Gott gefällt.

Denn Geld und Gut sind flücht'ge Schätze,

Bergehen mit der Zeit,

Und geben dir nur kurze Freude,

Doch nicht für Ewigkeit.

Nur wahren Werth besitzt die Tugend ;
 Macht uns schon glücklich hier,
 Und selig in dem schönen Himmel,
 O guter Gott, bei dir !



6.

Die zwei Brüder.



Wir wollen euch einmal eine Geschichte erzählen von zwei Brüdern, Anton und Hermann genannt. Sie waren Kinder wohlhabender Eltern, die es nicht an einer guten Erziehung derselben fehlen ließen und darauf bedacht waren, sie in Allem unterrichten zu lassen, was für ihr späteres Leben nützlich sein könnte. Anton war jedoch träg und gleichgültig ; Hermann dagegen lernte gierig und fleißig.

Der erste verändelte manche kostbare Stunde mit Nichtsthun, während der letztgenannte achtsam war auf die Zeit und keinen Augenblick verloren gehen ließ.

„Was das ein Eckel ist“, sagte Anton oft zu seinem Bruder, „so zu schwätzen und immer in den Büchern zu schnüffeln. Papa ist ja reich genug, wofür ist es denn nöthig, sich so zu quälen?“

„Ach, das weiß ich nicht, ich hab' lauter Liebhaberei daran und der Lehrer sagt oft; was man in der Jugend lernt, das hat man im Alter und Niemand trägt schwer an dem, was er gelernt hat.“

Aber Hermann sprach in den Wind. Anton ging seinen alten Gang fort und fand durchaus keinen Geschmack daran, etwas mehr zu verrichten, als was höchst nöthig war.

Es wird sich darum auch Niemand wundern, daß der jüngste Bruder den älteren bei Weitem übertraf; denn ohne Arbeit und anstrengenden Fleiß kann man sich keine Kenntnisse noch Wissenschaften erwerben.

Zu wiederholten Malen suchten die Eltern, welche die Verschiedenheit zwischen ihren Kindern bald bemerkt hatten, den Anton von der Verfehrtheit seiner Handlungsweise zu überzeugen; aber was sie auch versuchten, nichts half, um den trägen Gang des Knaben zu verbessern; weder Tadel noch Lobsprüche vermochten Etwas.

Wohl bekannte Anton mehr als einmal seine Schuld; wohl nahm er sich dann und wann ernstlich vor, dem Beispiele Hermanns nachzufolgen; aber auch bald war Alles wieder vergessen und einen Erfolg der Besserung sah man nicht. Wir wollen wetten, daß ihr, lernbegierige Knaben und Mädchen, Anton bereits beklaget, der selber Ursache war, daß er sich weniger glücklich fühlte, da er sich mehr als einmal erschrecklich langweilte; aber noch unendlich unglücklicher wurde er im Laufe der Zeit, als ein Vorfall sich ereignete, an dessen Möglichkeit er zuvor nie gedacht hatte.

Unerwartet traf ein entsetzliches Unglück die beiden Brüder. Kurz nach einander starben den Brüdern Anton und Hermann Vater und Mütter, welche mit so viel Liebe für ihre Kinder gearbeitet hatten. Eine schreckliche ansteckende Krankheit, welche Tausende von Opfer ins Grab gelegt hatte, machte auch die beiden Knaben zu Waisen. Anton und Hermann waren innig betrübt, denn sie hatten einen großen Schatz verloren, welcher auf Erden nie wieder ersetzt werden kann. Aber Anton jammerte am Meisten, da der Gedanke ihn folterte, daß er jetzt in einer so ängstlichen Lage war, um so mehr, da er fremden Leuten jetzt mußte gehorsam sein; auch schämte er sich, daß er in Rücksicht auf seine Lebensjahre so wenig gelernt hatte und sich bei Weitem nicht mit seinem jüngeren Bruder Hermann vergleichen konnte.

Dieser jedoch suchte ihn, wie schmerzlich er auch sich selber betroffen fühlte, auf seine Weise zu trösten, und gab ihm den wohlmeinenden brüderlichen Rath, noch nachzuholen, was möglich sei; die veränderte Zeit zurück kaufen, das konnte er freilich nicht, wohl aber sich mit Eifer und Lust auf das Einsammeln von Kenntnissen verlegen, unter Aufsehen zu Gott, von welchem der Mensch allein Weisheit empfangen kann. Der Weg war für Anton nicht versperrt.

Von der Noth dazu gezwungen, mußte er dahin trachten, seine Trägheit zu überwinden.

Ob schon es ihn große Mühe kostete, versuchte er es gleichwohl und in der That, nicht ganz fruchtlos blieben seine Anstrengungen.

Aber doch mußte er mit Beschämung bekennen, daß er viel

weiser und glücklicher hätte sein können, wenn er ebenso wie sein Bruder, die besten Lebensjahre, die für ihn größtentheils in Unthätigkeit vorübergegangen waren, seiner Pflicht gemäß, nützlicher angewendet hätte.

Sorgt, daß ihr nie die Zeit verändelt,

Nüget sie, so viel ihr könnt;

Die Trägheit scheint wohl süß zu schmecken,

Doch bitter ist ihr End'.

Sie giebt dem Herz nicht Ruh' noch Frieden,

Und lehrt uns oft zu spät:

Daß alles Glück des irdischen Lebens

In Thätigkeit besteht.



7.

Der junge Kaufmann.



„Ich wollt ich hätte nur einen einzigen Gulden,“ sprach Thomas, ein flinker Junge, oft bei sich selber. Aber leider, das half ihm nichts; denn Thomas war arm und hatte Mühe, wenige Kreuzer täglich zu verdienen, um nicht Hungers zu sterben. Seine Eltern hatte er nie gekannt, nahe Verwandte besaß er nicht und es war eigentlich Niemand, der sich seiner annahm. Träge war er auch

nicht, denn wenn er nur einen Kreuzer verdienen konnte, dann war er sogleich dazu bereit. Nicht leicht war er muthlos, und geschah es zuweilen, daß er ohne Essen des Abends in eine Heuschauer kriechen mußte, so vergaß er doch nicht, sein Abendgebet zu verrichten. Eines Tages ging er in das schöne Wäldchen, in welchem die vornehmen Städter spaziren zu gehen pflegten. Warum er da hinein ging, das wußte er selbst nicht; aber es war herrliches Wetter und er war wohl gerne einmal allein. Er war etwa ein halbes Stündchen weit gegangen, als er bei einem Eichenbaum ankam, und sich unter dessen Schatten niederlegte.

„Tausend,“ sagte er wieder wie gewöhnlich, „ich wollt', daß ich nur einen einzigen Gulden hätte!“

„Und was wolltest du denn damit anfangen?“ fragte ihn eine Stimme.

Thomas sah sich erschrocken um.

Abergläubisch war er nicht, aber er konnte doch nicht begreifen, von woher die Antwort kam. Schnell jedoch löste das Räthsel sich auf, als ein vornehmer Herr seinem Auge sich zeigte und ihn zum andernmal auf freundliche Weise fragte, was er mit diesem Gulden machen wolle?

„Bohlan, lieber Herr,“ sagte Thomas freimüthig, „ich würde Garn und Band dafür kaufen und Handel damit treiben.“

„Da hast du einen Gulden, Kleiner, aber du mußt mir darüber Rechenschaft und Verantwortung ablegen. Ich wohne in der Breitenstraße und mein Name ist Smith. Nächsten Sonntag erwarte ich dich bei mir.“

Thomas wollte sich bedanken, jedoch das war nicht nöthig, denn der vornehme Herr war sogleich wieder fortgegangen.

Eigentlich gesagt, wußte der Junge gar nicht, wie es ihm war. Es ging über seinen Begriff; aber daß es kein Traum war, davon hielt er sich überzeugt, weil der blanke Gulden in seiner Hand glänzte.

Thomas überlegte sogleich das Eine und das Andere; dieß war Donnerstags; und als er Samstag Nachmittags bei dem Herrn Smith ankam, zeigte es sich, daß er mit diesem Gulden acht und einen halben Groschen verdient hatte.

„Das geht ja sehr gut, mein Junge,“ sprach der Herr Smith, „da hast du noch einen Gulden; nächsten Samstag erwarte ich dich wieder.“

Das fehlte nicht. Zur bestimmten Zeit meldete er sich wirklich im Hause seines Wohlthäters an und konnte sich nicht bloß freuen, daß das vorgeschossene Geld wieder aufgebracht, sondern auch, daß der Gewinn noch sehr beträchtlich vermehrt war.

Wochenlang ging das so fort. Der Herr Smith vertraute dem Knaben je länger je mehr, und hatte das Vergnügen wahrzunehmen, daß dessen kleiner Handel in gleichem Maße vorwärts ging. Es war wieder Samstag und Thomas entsprach der Erwartung des uns bekannten Herrn.

„Sehr gut,“ sagte dieser, nachdem er die Abrechnung angehört hatte, „aber nun gebe ich dir kein Geld mehr.“

Thomas stand verlegen; er konnte gar nicht vermuthen, womit er solches verdient hatte.

Dies entging dem Herrn Smith nicht, und er sprach: „Nun

Thomas, sei nur nicht so verlegen! Ich habe einen andern Plan mit dir vor. Wenn du gut aufpassst, dann will ich dich glücklich machen. Ich habe ein Plätzchen frei auf meinem Comptoir. Das habe ich für dich bestimmt. Du kannst Kost und Wohnung bei mir bekommen und noch eine Kleinigkeit verdienen, um deine Kleider in Ordnung zu halten. Auf gute Abrechnung habe ich bereits Kleider für dich bestellt."

Thomas war wie aus den Wolken gefallen. Sprechen konnte er nicht, aber er erkühnte sich die Hand seines Wohlthäters zu küssen, der ihm freundlich entgegen lachte.

Unerwartet war also für Thomas die Sonne des Glücks aufgegangen. Bald wurde er in das Handelshaus des Herrn Smith aufgenommen und erwarb sich durch Bravheit, Thätigkeit und Fleiß die Achtung seines Herrn. Und was er nie hätte träumen können, als sein Wohlthäter in hohem Alter diese Welt verließ, wurde er aus Mangel naher Verwandten zum Haupterben der ansehnlichen Güter erklärt, die der Vorstorbene hinterlassen hatte. So reich Thomas auch geworden war, so vergaß er es doch nie, daß ein einziger Gulden sein Glück begründet hatte und er dankte stets dem lieben Gott, der ihn so außerordentlich mit Wohlthaten überhäufte.

Durch Fleiß und Thätigkeit

Läßt Großes sich vollbringen:

Das ist ein Spruch aus alter Zeit,

Drum sei nur willig und bereit,

Es wird mit Gott gelingen!



Was Peter und sein Vetter werden wollen.



„Ich werde Soldat!“ sprach der muntere Peter und schlug an sein hölzernes Gewehr und wenn der garstige Feind kommt und ich sehe ihn, so schieße ich ihn mauſetodt!

„Das ist recht tapfer gesprochen,“ erwiederte sein kleiner Vetter, „aber ohne Pulver und Blei mit deinem Gewehr schießt du noch keine Maus todt. Das ist gewiß!“

„Wart's nur einmal ab,“ sprach Peter, „wenn ich einmal groß bin und achtzehn Jahr alt, dann will ich dir schon zeigen, was ich kann. Kann ich auch jetzt nur erst erzieren, so werde ich doch, wenn ich ein Mann bin, mit einem schönen Gewehr in den Krieg ziehen und alle Feinde todtſchießen.“

„Nun meinethwegen, mir ist's recht,“ sagte der kleine Vetter, „ich aber meinstheils bin kein Freund von dem Schießen, ich bin für den lieben Frieden; und wenn du Soldat werden willst, so gehe hin und werde es; ich habe mich entschlossen: ich werde ein Seemann.“

„Aber lieber kleiner Vetter,“ sagte Peter lachend, „wenn nun dein Schiff untergeht?“

„Ei nun, dann geh auch ich mit unter und ertrinke in der See; das ist mir doch lieber als wie ein Soldat todtgeschossen zu werden und zu sterben.“

So stritten die Knaben mit einander, was jeder werden wollte;

Peter wollte Soldat und der kleine Vetter wollte Seemann werden. Aber die Zukunft lachte sie alle beide aus. Nach achtzehn Jahren stand Peter im Laden und war ein Krämer; und der kleine Vetter, der große Freund des Friedens, war — Offizier.



9.

Eine gute That wird durch Gott belohnt.



Lenchen war das Töchterchen von braven aber armen Eltern. Sie war das älteste von sechs Kindern. Mit dem besten Willen konnten Vater und Mutter das Kind nichts lernen lassen, obgleich es hohe Zeit war, daß Lenchen in die Schule ging. Wohl fühlten ihre Eltern großen Schmerz, daß sie ihrer lieben Tochter nicht den nothwendigen Unterricht konnten geben lassen, aber sie waren dazu nun einmal nicht im Stande, da sie bereits alle Mühe hatten, um für Nahrung, Kleidung und Hauszins zu sorgen. Bei solchen Umständen war zu fürchten, daß das sonst artige und gutherzige Mädchen unwissend bleiben würde ohne seine Schuld. Aber es gibt doch noch immer brave Leute, die helfen wollen und der liebe und gute Gott kehrt oft zum Besten, was dem Menschen als Uebel vorkommt.

In einiger Entfernung von dem Orte, wo Lenchens Eltern wohnten, lag ein kleiner Pachtthof; da lebte Vater Noos mit seiner

zwanzigjährigen Tochter, welche Gretchen hieß, und Lorenz, einem flinken Knaben von vierzehn Jahren. Vater Noos hatte schon früh seine Frau verloren. So sehr ihn dieser Verlust auch niederzuschlug, so hatte er doch ein großes Gut an Gretchen behalten. Als sie zwölf Jahre alt war, versah sie schon das ganze Hauswesen, sorgte mit Liebe für ihr Brüderchen und unterzog sich der Mühe, da sie selber fleißig zur Schule gegangen war, später dem Lorenz Unterricht zu geben.

Das billigte natürlich der Vater von Herzen und der lernbegierige Knabe hatte sehr viel seiner Schwester zu verdanken.

Gretchen kannte nun das Lenchen als ein liebes Kind, und sie erdachte heimlich einen Plan, welcher in späterer Zeit sehr segensreich werden sollte.

„Möchtest du wohl gerne das A. B. C. lernen?“ — fragte sie eines Tags das kleine Mädchen.

„O wie gerne, wenn ich das könnte!“ war die Antwort.

„Ei nun, da mußt du jeden Tag ein Stündchen zu mir kommen!“

Dies wurde festgesetzt, und bald nahm der Unterricht seinen Anfang. Die Buchstaben kamen Lenchen anfangs besonders fremdartig vor. Nun ja, davon wißt ihr ja wohl auch noch, als auch ihr sie zum erstenmal sahet; vielleicht habt auch ihr damals gedacht: wie kann ich diese sonderbaren Dinge all' lernen? Mir wenigstens ging es so in meiner Kindheit! Aber unermüdeten Fleiß überwindet Alles. Und wenn man nur ein Beinchen vor das andere setzt, so wird auch endlich ein langer Weg zurückgelegt.

Anfangs nun wollte es mit Lenchen nicht recht vorwärts

gehen und es hatte gar keinen großen Gefallen daran, wenn es zuweilen immer dasselbe wiederholen mußte; aber Gretchen war ausdauernd, versprach ihr eine Kleinigkeit zur Belohnung, wenn es gut aufpassen würde, und wenn es gar nicht mehr gehen wollte, wurde ihm die Ruthe gezeigt, welche neben Lenchen auf der Bank lag. Du kannst es hier auf dem Bildchen sehen.

Lorenz war immer bei dem A-B-C-Lernen zugegen, wenn er Zeit hatte, und munterte Lenchen auf, in allen Dingen ja recht auf seine liebe Schwester Acht zu geben, weil er selber wußte, wie gut sie auch ihn unterrichtet hatte.

Wie froh war Lenchen jedoch, als sie auf diese Weise nach einiger Zeit voll Mühe nicht allein die Buchstaben kannte, sondern selbst nach einem halben Jahre schon lesen konnte. Welch' eine Ueberraschung für ihre Eltern, als diese die Fortschritte ihres Kindes gewahr wurden und außerdem noch zu ihrer Freude bemerkten, daß das brave Gretchen Noos auch Liebe zur Tugend und Gottesfurcht in dem Herzen ihres Kindes angeregt und dasselbe mit den ersten Lehren der Religion bekannt gemacht hatte.

Als Lenchen etwas älter wurde, begann sie auch ihre jüngeren Geschwister zu unterrichten, zur großen Freude ihrer Eltern, welche weder lesen noch schreiben konnten. Daß das brave Mädchen Lenchen ihrer Freundin und Wohlthäterin Gretchen Noos herzlich dankbar war für alles erwiesene Gute, können wir wohl denken; und sie hoffte nichts sehnlicher, als daß ihr noch einmal eine Gelegenheit möchte gegeben werden, um ihrer Wohlthäterin einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu geben.





Wunderbar sind die Wege der Vorsehung! Es war manches Jahr inzwischen vorüber gegangen. Gretchen Noos hatte sich verheirathet. Aber die Schlechtigkeit ihres Mannes, welcher sich im Anfang so gut und brav gestellt hatte, brachte sie in große Armuth; bang und traurig sah das brave Gretchen der Zukunft entgegen. Ihr guter Vater war auch schon lange gestorben; ihr Bruder Lorenz stand weit von ihr entfernt in Arbeit, so daß beide wenig von sich hörten.

Da saß sie eines Tages in ihrem armseligen Bohnstübchen, dachte zurück an ihre glückliche Kindheit und Jugend, und sah vor sich in der Zukunft nur Kummer und Elend. Ach, daß der schlechte Mann sie so unglücklich gemacht hatte! Thränen flossen ihr die Wangen herab, als sie so an all' das gedachte.

Da auf einmal öffnete sich die Thüre und ein schön gewachsenes, nett gekleidetes Mädchen trat herein und rief freundlich: „Guten Tag! Wie geht es Ihnen?“

„Ich kenne Sie nicht,“ erwiderte ganz verlegen die arme tiefbetrübte Frau.

„Wie, Sie kennen Lenchen, das kleine Lenchen kennen Sie nicht mehr, welches Sie so viel gelehrt haben?“

„Mein Himmel, ist's möglich, du bist es, Lenchen, die brave fleißige Schülerin!“ rief die gute Frau, ihren Augen kaum traugend.

Und nun begrüßten und küßten sich die Freundinnen und Lenchen mußte ablegen und Platz nehmen, und erzählen, wie es ihm während der Zeit, als sie sich nicht gesehen hatten, ergangen sei.

Und Lenchen erzählte, wie glücklich sie geworden und wie sie

mit ihren Eltern von dem Orte, wo sie früher wohnten, weggezogen sei. Mit freudestrahlendem Gesichte erzählte sie weiter, wie ihr Vater in der Ferne ein Geschäft bekommen habe; wie ihre Brüder ihren Lebensunterhalt verdienten, und wie eine reiche, auf einem Landgute wohnende Dame sich ihrer angenommen hätte und sie wie ihr eigenes Kind behandelte. Und auch das habe ich gehört, sagte sie mit niedergeschlagenen Blicken, wie unglücklich Sie, beste Wohlthäterin, sind, und ich bin hieher gekommen, um Ihnen meine Hilfe anzubieten. Sie sollen keinen Mangel mehr leiden, und wenn sie mit mir gehen wollen, will ich ihnen ein besseres Loos bereiten.

Gretchen Noos konnte vor Freude keine Worte finden und rief endlich aus: „O, gutes Lenchen, womit habe ich diese Liebe verdient?“

Durch Ihre Liebe, die Sie mir erwiesen haben, erwiderte Lenchen, ihr herzlich die Hand drückend. Sie haben mich ja selbst gelehrt, als ich noch ein Kind war, daß man auf den lieben Gott vertrauen müsse, und daß dieser alles Gute endlich belohnen werde. Ohne Ihre Sorge und Liebe wäre ich nun nicht so glücklich, und vielleicht immer das arme Lenchen geblieben, und würde ich es vergessen können, was ich Alles Ihnen zu verdanken habe? Nein, nie; so böse und undankbar werde ich nie werden!

Lenchen hielt Wort. Gretchens Mann, der sie so unglücklich gemacht hatte, starb bald darauf in Folge seines bösen Lebens. Und Lenchen hatte nun das unaussprechliche Glück, ihre Wohlthäterin wieder heiter und glücklich zu machen.



Der Osterhase.



Es war Ostern; ein herrliches Fest, Kinder, an welchem unser Heiland Jesus Christus, wie ihr alle wissen werdet, von den Todten auferstand. An diesem Feste ist es Sitte, wie ihr auch wißt, daß Eltern ihre braven und fleißigen Kinder mit irgend einem Geschenke erfreuen. So geschah es denn auch, daß ein Vater, der mit dem Betragen und den Fortschritten seiner beiden Söhne besonders zufrieden war, den Plan faßte, sie mit einem Geschenke zu überraschen. Für das älteste Kind war ein neues Röckchen und für das jüngste ein schönes Wämmschen mit blinkenden Knöpfen bestimmt. Ernst und Gerhard, so hießen die beiden Knaben, hatten von diesem Vorhaben des Vaters nichts gemerkt, und der Vater freute sich im Voraus darauf, wie seine Kinder mit seinen Geschenken überrascht werden würden.

Am Ostermorgen früh sollte also der Hase legen.* Als der kleine Gerhard neben dem kleinen Nestchen, welches er sich aus Moos erbaut hatte, das schöne Wämmschen mit blinkenden Knöpfen sah, machte er vor Freude Lustsprünge und konnte sich nicht satt genug sehen an dem schönen Geschenke des Osterhasen.

Aber Ernst war still, nahm sein neues Röckchen, bedankte sich

bei seinem Vater, aber diesem schien er doch nicht so fröhlich, als er erwartet hatte. Das befremdete den wohlmeinenden Mann und er sprach: Nun, liebes Kind, was fehlt? habe ich deinen Wunsch nicht getroffen?

O ja, lieber Vater, antwortete der Knabe, der bis über die Ohren roth ward, ich finde das Röckchen schön — recht schön —
— aber —

Nun, was fehlt denn sonst noch?

Ah nichts, lieber Vater, erwiederte Ernst, der je länger, je mehr verlegen wurde. Ich hatte aber doch gehofft, sprach er mit größerer Zutraulichkeit, lieber Vater, du mußt nicht böse werden, ich hätte mir was Anderes gewünscht.

So, so, und laß nun einmal hören, was du dir denn eigentlich gewünscht habtest? Vielleicht ein neues Käppchen? Aber ich denke, dein Sonntagskäppchen ist noch gut, ich weiß wahrlich nicht, was du sonst noch nöthig hättest.

O lieber Vater, an solche Puffsachen denke ich eben nicht, aber ich hätte so gerne so ein schönes Büchlein gehabt, wie der kleine Better Karl zu seinem Geburtstag eins bekommen hat.

Ah ha! Jetzt versteh ich dich, Ernst! Du meinst eine biblische Geschichte.

Ja, ja, das mein ich; ich lese so gerne darin und ich würde mit Vergnügen meinen neuen Rock dafür geben!

Das ist brav, liebes Kind; nun, ich weiß Rath; den neuen Rock zurück geben, das kann nicht sein, denn er ist gekauft und bezahlt, und was ich einmal zum Geschenke gab, nehme ich nie

wieder zurück, es sei denn, daß man sich solch eines Geschenkes unwürdig machte. Um jedoch deinem Verlangen zu entsprechen, will ich dir das Büchlein bestellen, in der Hoffnung, daß du mir von Zeit zu Zeit den Inhalt desselben erzählen wirst.

Ernst versprach dieses mit großem Nachdrucke und als er das Büchlein in Eigenthum besaß, entsprach er dem Wunsche des Vaters und erzählte pünktlich jeden Sonntag, was er gelesen hatte.

Daß er nun viel länger dies Büchlein besaß, als seinen neuen Rock, das mögt ihr wohl begreifen, und auch das, daß er von dem Lesen desselben großen Gewinn hatte. Und wirklich hatte Ernst nie später ein Ostergeschenk erhalten, das ihm mehr Freude machte, und noch in später Zeit dachte er an die Worte des Dichters:

Al' irdisch Gut verliert auf Erden

Einst Glanz und Herrlichkeit;

Doch was Verstand und Geist kann nähren

Währt bis in Ewigkeit.



II.

Der Waghals.



Franz war ein unbesonnener und wilder Knabe; bei allen bösen Streichen der Anführer und es war ihm eine Lust, allerlei Kunststückchen zu machen und Schelmenstreiche auszuführen, weshalb

er denn oft mit einem Loch in dem Kopfe oder mit einer blutenden Nase nach Hause kam. An ernsteren Vergnügen hatte er keine Liebhaberei, da wurde er ungeduldig und langweilte sich; aber gab es etwas zu schlagen, zu springen, zu klettern, da war er mit ganzer Seele dabei.

Seine Eltern waren beide todt und er wohnte bei einer Tante, die ihn wie eine Mutter lieb hatte. Mit Schmerz sah sie den wilden ungezähmten Sinn des Knaben, warnte ihn oft mit Ernst und Nachdruck, seine tollkühne Weise zu lassen, da er gewiß noch einmal dadurch unglücklich werden würde. Scheinbar gelobte er Besserung, aber das Sprüchwort sagt: „Kann man auch einen Mohren weiß waschen? Kann man auch einem Leoparden die Flecken nehmen?“ Denn kaum hatte er seinen Fuß vor die Hausthüre gesetzt, so war auch alles schon wieder vergessen und er dachte an dieses und jenes. Mehr als einmal setzte er tollkühn sein Leben in Gefahr, und warf man ihm dieses vor, dann spottete er darüber und lachte seine Kameraden aus und nannte sie Hasenfüße und Feigherzige.

Das Sprüchwort sagt jedoch: „Der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht!“ Eines Nachmittags, es war zur Zeit, als die Birnen reif waren, befand er sich in dem Garten, welcher den Eltern eines seiner Mitschüler gehörte. Es waren noch einige Knaben da, welche die Erlaubniß erhalten hatten, einige Birnen zu pflücken.

Wartet, sagte Franz, ich will es euch bequem machen, und eh es Jemand dachte, war er wie eine Kage den hohen Birnbaum hinauf geklettert und warf einige reife Birnen denen, die unten

umher standen, zu. Er stieg bis hoch hinauf in den Gipfel des Baumes, schaukelte sich fest und verwegen und rief: „Was gilt's ihr Buben, ich springe in einem Sake hinab!“

„Thue das doch ja nicht, Franz,“ riefen sie Alle; „denn das könnte schlecht ablaufen, klettere lieber vorsichtig und langsam herunter!“

„O, wie wäre das so feig und mattherzig! Aufgepaßt: Eins.... Zwei.... Drei.... Hopsa....“ und zum Schrecken Aller sprang Franz herunter und lag auf dem Boden. Er lag und blieb liegen und schrie ganz erschrecklich. Aufstehen konnte er nicht. Anfangs dachten seine Kameraden, es wäre Verstellung, doch nach und nach zeigte es sich, daß er wirklich nicht aufstehen konnte. Da riefen sie um Hülfe und er wurde hineingetragen.

Der Arzt kam herbei und erklärte, daß er sein Bein gebrochen habe und lebenslang an einer Krücke gehen müsse. Das traf denn auch ein. Was Franz darüber für einen Kummer hatte, das könnt ihr wohl begreifen; aber wenn er auch noch so viel Thränen der Reue weinte: sein krummes Bein wurde doch nicht wieder grade.

Da sieht man das Ende derer, die taub sind gegen guten Rath und Ermahnung und die sich muthwillig in Gefahr begeben, vor welcher man sie gewarnt hatte.

Wie unglücklich Franz auch war, so erkannte er doch später mit Dankbarkeit gegen Gott, daß er noch viel unglücklicher hätte werden können, obgleich er dadurch dennoch von seinem unbedachtsamen Wandel nicht völlig geheilt war.



D a s E i s.



„Auf's Eis, auf's Eis, Kameraden; holt doch eure Schlittschuhe, denn es hat prächtig gefroren;“ so rief der unbedachtame Wilhelm.

„D nein, das wäre Sünd' und Schande und Verwegenheit,“ sagten wohl zwanzig Buben, welche beisammen waren und den Wilhelm hörten. — „Ach, wie seid ihr so feig und mattherzig; das Eis ist sicher zwei Daumen dick gefroren, und wer von euch keinen Muth hat, drauf zu gehen, der ist ein Feigling,“ rief Wilhelm.

„Nimm dich wohl in Acht, daß du es nicht bereuest, denn das Eis ist noch viel zu dünn, als daß es einen schon tragen könnte. Wir gehen nicht darauf,“ sprachen die Knaben, „so gerne wir auch Schlittschuh laufen.“

„Nun dann laßt's bleiben,“ sprach Wilhelm, „dann geh' ich allein hin und lache euch alle aus; denn es ist sicherlich stark genug, um mich zu tragen. Seht nur, wie es glänzt und wie glatt es ist; o es ist eine Lust darauf Schlittschuh zu laufen. Ich bin kein Hasenfuß so wie ihr, ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht!“

Wilhelm schnallte seine Schlittschuhe an und lustig fuhr er

dahin über die spiegelglatte Fläche des Eises. Zwar hie und da bog sich das Eis, aber schnell war er darüber hinweg gekommen und spöttisch verlachte er die Knaben, die am Ufer standen und ihm zusahen.

Wilhelm wurde immer verwegener und kühner. Ihn lockte eine besonders glatte, glänzende Stelle; er fuhr mit Windesschnelle darauf hin und krach..... das Eis brach und Wilhelm sank!

Seine Kameraden am Ufer stießen einen lauten Schrei aus, denn er schien auf ewig verloren.

Zum Glück befand sich unter ihnen ein Fischerknabe, welcher eilig und gewandt einen Fischerkahn losmachte und nach der gefährlichen Stelle hinarbeitete.

Es gelang ihm, dem eingebrochenen Wilhelm eine Stange hinzuhalten, an welcher derselbe sich anklammerte und so glücklich in den Kahn gebracht wurde.

Wilhelm war für immer von seiner Unüberlegtheit und Wahnsinnigkeit geheilt. Und wenn man ihn wieder auf dem Eis sah, so konnte man fest darauf rechnen, daß es stark und fest gefroren war.



13.

Der Kirchhof.



Habt ihr wohl schon einen Kirchhof gesehen? — O gewiß! Es ist ein stiller unheimlicher Ort, nicht wahr? Im Aeußeren schon

ist nicht viel Schönes daran zu finden, es müßte denn ein einzelner Grabstein sein, welcher uns an einen reichen oder verdienstvollen Menschen erinnert, der da begraben liegt. Und dennoch hat so ein Kirchhof so etwas Anziehendes, wenn daselbst theure Verwandte oder gute Freunde ruhen, die wir so gerne hier am Leben zurückbehalten hätten. Dabei ist es auch so wohlthuend und nützlich, daß wir, wenn wir auch noch jung sind, dann und wann an den Kirchhof denken; dann denken wir ja auch an den Tod, der uns unerwartet überfallen kann, und uns früher oder später nach diesem letzten Ruheplatz wird hinführen; und dann denken wir auch an die Nothwendigkeit, die Jahre der Jugend wohl anzuwenden, Gott immer vor Augen und im Herzen zu haben, um einstens, wann es dem guten Vater in dem Himmel gefällt, frei von Furcht und Schrecken den kurzen Todeschlaf zu schlafen, welcher sich, wie ihr wohl wisset, für den Braven und Gottesfürchtigen in ein fröhliches Auferstehen verwandeln wird.

So kommt denn, wir wollen miteinander auf einen Kirchhof gehen. Ein einfacher Zaun oder eine Mauer umgiebt ihn und das Thor steht offen bis zum Abend. Ihr sehet, einige Grabplätze sind mit Steinen bezeichnet, auf welchen die Namen der Verstorbenen in Buchstaben ausgehauen zu lesen sind; die meisten Grabplätze jedoch haben gar keine andere Bezeichnung, als daß die Natur sie mit Rasen überkleidet hat.

Bei einem Grabe dieser letzten Art sehet ihr einen Knaben niederknien und er hat einige Blumen darauf gestreut, die er weinend mit seinen Thränen besenkt. Ach, der arme Knabe! O

ihr würdet gewiß auch weinen, wenn ihr an seinem Plage wäret! Da unter dem Grabe ruhet sein Vater und seine Mutter. Und der Knabe ist ein armer Waise, der das Gnadenbrod bei einem hartherzigen Blutsverwandten essen muß. Jeden Abend, wenn die Sonne zum Untergange sich neigt, können wir ihn da finden; da betet er innig, herzlich und kindlich zu Gott; da denkt er an seine theuren Todten; da wünscht er dann, er möchte neben ihnen da ruhen. Aber wenn er dann wieder von dem Grabe aufwärts zum Himmel sieht, und sieht die Sonne in voller Pracht ihre letzten Strahlen auf die Erde niederwerfen, da erfüllt die Hoffnung der Auferstehung sein Herz und lehrt ihn, auf den lieben Gott vertrauen.

Es war wieder an einem schönen Abende, als Adolph, so hieß der Knabe, dem Andenken seiner lieben Eltern seine kindliche Guldigung darbrachte. Unbemerkt war ein bejahrter vornehmer Herr, der auch den Kirchhof besuchte, Zeuge hiervon. Mit Wohlgefallen sah er auf Adolph nieder und hatte mit eing gehaltenem Athem dessen ungekünsteltes Gebet gehört. Als er bemerkte, daß Adolph weggehen wollte, redete er ihn an, sprach freundlich mit ihm, und frug nach dem Einen und nach dem Andern seiner Verhältnisse.

„Da hast du wohl viel an deinem Vater und an deiner Mutter verloren,“ sprach der unbekannte Herr, der mit Aufmerksamkeit der offenerzigen Erklärung des Knaben zugehört hatte; „aber es macht mir großes Vergnügen, liebes Kind,“ fuhr er fort, „daß ich entdeckt habe, wie du auf den lieben Gott vertraust. Glaube mir, wenn du dabei bleibst, wird es dir sicher wohlgehen, und du wirst gewiß einstens noch glücklich werden; denn das ist

gewiß, daß der gute Gott der Waisen - Vater ist und diejenigen, welche auf ihn vertrauen, nie verläßt. Wo wohnst du und wie ist dein Name?"

Adolph erzählte es ihm und der freundliche Herr wünschte ihm glücklich zu leben und verließ ihn.

Als Adolph nach Haus kam, wurde er tüchtig ausgescholten, weil er so lange ausgeblieben war. Er ertrug dieses mit Geduld und dachte an den Kirchhof und an den vornehmen Herrn, der in seinem jungen Herzen eine stille Hoffnung auf bessere Zukunft erweckt hatte.

Adolph dachte damals nicht, daß sobald eine günstige Wendung in seinem Schicksale sollte vor sich gehen. So wissen wir überhaupt nie zuvor, was die Vorsehung über uns beschließt.

Dieser Herr, von dem wir sprachen, war ein reicher und theilnehmender Mann, der keine Kinder hatte. Er war gerührt von dem Betragen des tugend samen Knaben, der so ungeheuchelt sein Herz hatte vor ihm ausgesprochen. Die Erkundigungen, welche er über diesen Knaben einzog, waren durchaus befriedigend, weshalb er beschloß, ihn als Kind anzunehmen, und mit Liebe für ihn zu sorgen. Er that es!

O, welch' einen Unterschied fand Adolph, als er in das Haus dieses edlen Wohlthäters aufgenommen wurde, ja er wurde recht glücklich. Aber doch konnte man jeden Abend ihn auf dem Kirchhof finden; diese alte liebe Gewohnheit schaffte er nicht ab und sie schenkte ihm manchen seligen Augenblick.

Als er älter wurde, streuete er zwar keine Blumen mehr auf

den Grabplatz seiner Eltern, aber das war auch nicht mehr nöthig; denn er hatte Sorge getragen, daß ein Grabstein mit einer passenden Inschrift auf das elterliche Grab gesetzt wurde und dabei ließ er eine Trauerweide pflanzen, an deren Fuß er eine kleine Bank errichtete. Da ruhte er denn aus von den Arbeiten des Tages, da segnete er den Namen seiner theuren Todten und da betete er für langes Leben seines Wohlthäters und Freundes.



14.

Traurige Folge der Unvorsichtigkeit.



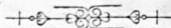
Was wir Euch hier mittheilen werden, um Euch ernstlich zu warnen, Euch doch nie unvorsichtig zu benehmen, wo Vorsichtigkeit nöthig ist, das ist kein Märchen, sondern eine wahre Geschichte, die vor einigen Jahren vorgefallen ist.

In einem schön gelegenen Landhause unseres theuren Vaterlandes wohnten Herr und Frau M.... Sie hatten zwei Söhne, wovon der älteste fünfzehn Jahre alt war, während der jüngste sein dreizehntes angetreten hatte. Sie waren die Freude ihrer sehr geachteten Eltern und waren auch wirklich ein Paar lebenswürdige Knaben, die in der ganzen Umgegend bei Reich und Arm wohlgekommen waren. Sie versäumten nie die Zeit, die zum Lernen

bestimmt war. Aber sie waren gleichwohl auch sehr darauf bedacht, sich in den Spielstunden zu vergnügen; dann übten sie ihre Leibeskräfte bald auf diese, bald auf jene Weise und, was das Allerangenehmste für sie sein mußte, sie suchten einander gegenseitig nachzugeben und waren gewöhnlich mit einander einig. Sie zankten und plagten sich nicht, wie dieses sonst zuweilen zwischen Geschwistern vorkommt und hätte man in ihren Herzen lesen können, dann würde man darin entdeckt haben, daß sie einander herzlich lieb hatten. Und so muß es auch sein; denn brave Eltern sehen es gerne, daß Eintracht unter ihren Kindern herrscht; denn wo Eintracht ist, verheißt der Herr Segen und Leben. Eines Tags, als die Spielstunde wieder gekommen war, wurden die Bücher zur Seite gelegt und Heinrich und Jacob eilten auf den Spielplatz. Da war nun Einrichtung getroffen zum Schaukeln, Regeln, Turnen, Fechten u. s. w. Bald spielte man dies, bald das; denn der Mensch liebt die Veränderung. Jacob hatte sich zuletzt auf einige Augenblicke entfernt; Heinrich nahm diese Zwischenzeit wahr, spannte seinen Bogen, den er vor einigen Tagen erhalten hatte, und ohne nach einem bestimmten Ziel sich umzusehen, schoß er den Pfeil ab. Doch kaum war dieses geschehen, so drang ein fürchterlicher Schrei ihm in die Ohren. Entsetzt wirft er den Bogen weg, eilt nach dem Orte hin, von woher der Schrei kam und bemerkte zu seinem großen Schmerze, daß er dem Jacob in das rechte Auge geschossen hatte. O wie rathlos und verzweiflungsvoll stand er da bei dieser Entdeckung! Denn wie wir schon erwähnten, die Brüder hatten sich beide so herzlich lieb. Jacob mußte entsetzlich viel leiden; aber

doch vergab er von ganzem Herzen seinem Bruder, daß er ihm solches Leid zugefügt hatte und machte bei seinen Eltern den Fürsprecher für ihn, da er ja so überzeugt war, daß der Unfall ohne alle Absicht stattgefunden hatte.

Für immer mußte Jacob den Gebrauch seines rechten Auges entbehren. Heinrich konnte es nie vergessen und versiel in eine gefährliche Krankheit, welche ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er später unter göttlicher Hülfe wieder hergestellt war, konnte man bemerken, daß er seine frühere Munterkeit verloren hatte. Mehr als einmal stand eine Thräne in seinem Auge, wenn er auf Jacob sah, der durch seine Unvorsichtigkeit unglücklich geworden war. Dann verabscheute er seine Unbedachtsamkeit und bat den guten Gott, daß er ihn in Zukunft vor ähnlichem Unfalle bewahren möchte. Seine Neue war aufrichtig und obgleich er seinem Bruder den Mangel des Auges nicht ersetzen konnte, suchte er bis an seinen Tod soviel als möglich durch Liebesbeweise wieder gut zu machen, was er durch Unvorsichtigkeit verschuldet hatte. —



15.

Frühlingspracht.



Blüthenreichtum, Blumenfranz,
Farbenglanz
Bringt der Lenz von oben!

Knaben, Mädchen die ihr's schaut,
 Müßt vor allen Dingen laut
 Unfern Schöpfer loben.

Denn wer ließ es wohl geschehn,
 Daß sie stehen

Und so herrlich blühn?
 Sieh dies Röslein, sieh dies Blatt,
 Sag, wer sie geschaffen hat,
 Daß sie so gediehen?

Thut es wohl der Gärtnersmann?
 Ja man kann

Gärtnersfleiß wohl loben;
 Pflanzen, jäten, gießen, säen,
 Kann vom Gärtner wohl geschehen!
 Wachsthum kommt von Oben.

Doch nie kann der Menschen Müß'
 Spät und früh

Solch ein Wachsthum geben.
 Das kommt nur vom Himmel her,
 Darum muß zu Gottes Ehr'
 Stets der Mensch fromm leben!



Das Mitleiden.



Wollt ihr wissen, junge Leser und Leserinnen, was dem Menschen zur Zierde gereicht? Es ist dieses, daß er ein mitleidiges Herz hat und darnach trachtet, Schmerz und Leid seines Nächsten zu lindern. Wer so handelt, der trägt das Lob aller braven Leute davon und findet Gnade in Gottes Augen.

Frau von Stad hatte ein einziges Töchterchen, das sie von ganzem Herzen liebte und auf deren Erziehung sie alle Sorgfalt verwendete und ihr Töchterchen Elise verdiente es in vollem Grade, daß ihre Mama ihr eine so zarte Liebe zuwandte. Immer gehorsam und bescheiden that sie nie etwas, was Mama mißbilligte und frug immer zuerst um ihre Zustimmung.

Zu den liebenswürdigen Eigenschaften welche die siebenjährige Elise besaß, gehörte auch diese, daß sie ein mitleidiges Herz hatte und nicht gerne Thränen fließen sah, wo sie selber sich höchst glücklich fühlte. Mit Wohlgefallen merkte Frau von Stad diese Tugend bei ihrem Kinde und versäumte es nicht, ihr darüber auf eine passende Weise dann und wann ihre Billigung zu erkennen zu geben.

Einst früh Morgens, als Elise mit Mama im Garten spazieren ging, war sie ein wenig vorausgelaufen, um einige Blumen zu pflücken, welche sie der Mama überreichen wollte. Unbemerk

war sie bis zum Ende des Zaunes gekommen, welcher an einen Weg anstieß. Da sah sie ein Mädchen stehen, welches viel größer, als sie war, aber auch viel ärmllicher gekleidet. Das Mädchen weinte. Dies bemerkte Elise sogleich und frug in theilnehmendem Tone, was ihm fehle.

O wir sind so arm, schluchzte das Kind, und die Mutter liegt krank zu Bette.

Wart' ein wenig, erwiederte Elise, und eilte zur Mutter, welcher sie das Alles erzählte. Diese beschloß sogleich, die Sache zu untersuchen und während das arme Mädchen ihr dies und jenes erzählte, an dessen Wahrheit nicht zu zweifeln war, gab Frau von Stad ihm ein beträchtliches Geschenk mit dem Versprechen, ihre Mutter nicht vergessen zu wollen. Wie dankbar das kleine Bettlermädchen war, ist schwer zu beschreiben. Ihre Thränen wurden getrocknet, durch die Hoffnung, daß sie ihrer kranken Mutter Labung und Erquickung bringen könnte. Aber auch Elise war nicht weniger glücklich, da sie an der Seite ihrer Mama Zeuge sein konnte von solch einem einfachen und rührenden Vorfall. Es war ihr, als ob sie selber ein kostbares Geschenk erhalten hätte. Seht, das ist die beseligende Frucht des Mitleidens. O, wenn wir frühe lernen, nach unserm Vermögen Andere glücklich zu machen, werden wir für uns das größte Glück genießen.

Vielleicht seid ihr wohl neugierig zu wissen, wie es mit der armen Frau und ihrem Töchterchen ablief. Das können wir mit wenigen Worten euch sagen. Frau von Stad hielt Wort und sorgte für Beide auf eine angemessene Weise und Elise schämte





sich nicht von Zeit zu Zeit die Hütte dieser armen Leute zu besuchen, in welcher sie durch ihr Mitleiden eine reiche Quelle der Freude und des Glückes wurde.

Wer taub ist für der Armen Klagen,
Ist, Kinder, nicht bei Gott beliebt,
Nur dem, der abhilft Noth und Plagen,
Gott Freuden, Glück und Segen giebt.

Und größte Freud' giebt's nicht auf Erden
Als wenn man Jammer-Thränen stillt:
So kann die Erd' zum Himmel werden,
Wenn Nächstenlieb' die Erd' erfüllt.



17.

Wer weiß, wofür es gut ist?



In einem gewissen Orte unseres südlichen Vaterlandes wohnte ein reicher Guts herr, der von vornehmer Abkunft war. Von allen seinen Kindern, er hatte deren sechs gehabt, war nur ein einziges übrig geblieben, ein Sohn Namens Ludwig; daß dieser nun seines Vaters Augapfel war, ist leicht zu begreifen und was dieser so zu sagen des Nachts träumte, das konnte er des Morgens haben, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn ein verdorbenes Bürschen aus ihm geworden wäre, wie es deren leider so viele giebt.

Ein Glück war es für ihn, daß er einen verständigen Erzieher hatte, der ihn aufmerksam machte, wie nöthig es wäre, sich nicht zu viel auf Ansehen und Vermögen zu verlassen, da ein einziger unvorhergesehener Unglücksfall hinreichend sein könnte, uns dieser vergänglichen Güter zu berauben.

In Folge dieses Unterrichtes hatte Ludwig es sich sehr angelegen sein lassen, um neben und außer seinen gewöhnlichen mit seinem Stande verbundenen Kenntnissen sich auch mit dem bekannt zu machen, was oberflächlich betrachtet wenig oder gar nicht zu seinem Berufe gehörte; so z. B. lernte er in seinen freien Stunden die Schreinerei, dann wieder ließ er sich die Anfangsgründe des Ackerbaues erklären u. d. g., so daß er von vielen Dingen mehr oder weniger Kenntniß und Fertigkeit hatte.

Papa lachte wohl manchmal darüber, daß Ludwig sich so sehr abmühte und er war oft nahe daran, seinen Sohn auszuspotten, welcher als Baron geboren, sich mit solchen nichtsbedeutenden Sachen abgab. Denn Papa war, um es gerade heraus zu sagen, noch viel zu eingebildet auf seinen Rang und Stand, und meinte wohl sicher zu wissen, daß Ludwig solche Beschäftigungen nie nöthig hätte; und würde er später auch gar nichts arbeiten, so würde doch immer noch genug übrig bleiben, daß er anständig, wenn auch gerade nicht reich, leben könnte.

Ludwig ging jedoch seinen Gang fort und sprach es seinem Lehrmeister nach: „Wer weiß, wofür es gut ist!“ Es war gut für ihn, daß er von dem betretenen Pfade nicht abwich; dies sollte ihm später einen reichen Schatz von Selbstzufriedenheit geben.

So lange Alles gut ist, denkt man über Vieles so ernstlich nicht nach, aber geht es etwas schlecht und trübt sich der Himmel etwas, dann muß man sich schon umsehen. Lernt doch dieses früh begreifen und ihr werdet euch wohl dabei fühlen!

Was Ludwigs Papa und er selber nie zuvor gedacht hatte, das geschah. Unerwartet brach ein Aufstand aus, welcher für den Gutsherrn von unglücklichen Folgen war. Man bedrohte nicht nur seine Besitzungen, sondern auch sein Leben, weil er bei Vielen seines Hochmuths wegen verhaßt war. Kaum gelang es ihm mit Verlust all seines Geldes und Gutes mit seinem Sohne zu flüchten. Da waren sie beide blutarm. Daß Beide in großer Verlegenheit waren, brauchen wir hier nicht weitläufig zu erzählen, denn es war eine sehr traurige Wahrheit. Als sie endlich in einem sicheren Zufluchtsorte Unterkunft gefunden hatten, begann Ludwig ernstlich nachzudenken und fand bei sich selber ein Mittel, um auf eine ehrliche Weise sein Brod für sich und seinen Vater zu verdienen. Allgemein lobte man solch eine Handlungsweise und gerade in Folge solch eines edlen und lobenswürdigen Benehmens geschah es, daß Ludwigs Bemühungen in reichlichem Maße gesegnet wurden. Da mußte sein Vater bekennen, wie wahr der Spruch sei: „daß man nie weiß, wofür etwas gut ist!“

Und er dankte dem guten Gott, der seinem Sohne nicht nur Verstand gegeben hatte, sondern ihn denselben auch nützlich anwenden ließ.



Liebe Kinder.



Wißt Ihr, was liebe Kinder sind?

Ich will es Euch verkünden:

Die gerne zu dem Lehrer gehn,

Und auch an seinem Unterricht

Recht große Freude finden;

Die niemals streiten auf der Straß',

Nicht fluchen und nicht schwören;

Und wenn die Schulzeit ist vorbei,

An Kenntniß und an Tugend reich

Heimwärts zum Vater kehren.

Was ist der Lohn, der sie erfreut?

Hier Glück und einstens Seligkeit!



Wie die Unart bestraft wird.



Johann war, rundweg gesagt, ein unartiger Junge; und das war auch gar nicht befremdend, denn er hatte eine schlechte Erziehung genossen. Statt in die Schule zu gehen, war er auf der

Straße umher gelaufen und hatte allen Ermahnungen und Warnungen kein Gehör gegeben. Sein Vater und seine Mutter hatten sich nicht viel darum bekümmert, ob der Junge gut oder nicht gut aufpaßte, und wenn über seine Unarten Klagen geführt wurden, dann lachten sie eher über seine sogenannten Streiche, als daß sie ihn ernstlich bestraften, wie er es oft verdient hätte. Das be stärkte natürlich den Johann in seinen Unarten und stets war er darauf aus, um etwas Neues auszufinnen, wodurch er diesem oder jenem einen Schabernack spielen konnte, um ihn hernach herzlich auszulachen. Im Ganzen wußte er sich den Rücken frei zu halten und machte sich bei Zeit aus dem Staube, wenn er Gefahr lief, eine tüchtige Tracht Prügel zu bekommen. Wohl hatte der Nachbar Küfer, der ein ernster Mann war, oft den Kopf dazu geschüttelt und mehr als einmal ihm offen erklärt: Better Hans, wenn du mein Bube wärst, wollte ich dir die Streiche schon legen! Aber das war Del ins Feuer gegossen. Hans wollte sich nicht bessern und schalt den Küfer einen alten Knurrkopf und Brummbar.

Es war des Königs Geburtstag und jeder wollte auf seine Weise seine Freude bezeugen. Des Morgens früh wehten schon die Fahnen auf dem Kircthurm und den andern Gebäuden. Des Abends wurden Freudenfeuer angezündet und man hörte auf den Straßen die Gesänge: „Heil unserm König Heil!“ oder auch „Was ist des Deutschen Vaterland?“ in welche Lieder Alt und Jung ein stimmten. Daß Hans nicht unthätig blieb und mitthat, brauchen wir kaum zu sagen und hätte er sich, wie die Andern, auf ordentliche Weise vergnügt, wer würde das nicht gelobt haben? Aber

Hans mußte immer böse Streiche ausführen, sonst war er nicht zufrieden.

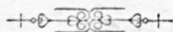
Diesmal hatte er sich mit einer Menge Feuerschwärmer und Pulvermännchen versehen, mit der bestimmten Absicht, um die nichts Böses ahnenden Fußgänger plötzlich damit zu erschrecken und zu ängstigen.

O, was hatte Hans für eine Freude, wenn bei dem plötzlichen Aufknallen ein harmloser Trupp auseinander stob, und dieser oder jener die Funken fangen mußte, welche sich an die zündbaren Kleidungsstücke angelegt hatten. Dann lachte er still ins Häuschen und schlich sich unvermerkt weg, um gleich wieder einen andern Trupp auf dieselbe Weise auseinander zu sprengen und zu beschädigen.

Eben war er wieder beschäftigt, um verstohlener Weise Feuer an ein Pulvermännchen zu bringen, als das Pulver schneller, als er dachte, Feuer fing und er jämmerlich seine Hand verbrannte. Schreiend und jammernd eilte er nach Haus; seine Eltern beklagten ihn wenig, denn es waren gleichgültige Menschen und gaben ihm den Rath, seine Hand in kaltes Wasser zu stecken, dann würde es wohl wieder vorübergehen.

Nachdem brachte Hans eine schlaflose Nacht zu. Den folgenden Tag wurde es auch nicht besser, die Qual schien im Gegentheil noch heftiger zu sein und zudem wurde der Knabe noch von einem schweren Fieber befallen. Drei Tage lag er ohne Hülfe; endlich beschloß sein Vater den Arzt zu holen. Dieser suchte die Abseln, als er den jungen Knaben sah und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Hand müßte abgenommen werden. Hans

schreckte gewaltig zusammen, als er das hörte; er bekam ein heftiges Fieber und bedurfte nicht mehr der Kunst des Arztes: denn zwei Tage nachher lag er bereits auf dem Todtenbette. Er zählte kaum vierzehn Jahre.



20.

Der Geizhals.

Ich habe einen alten Mann gekannt, er zählte bereits achtzig Jahre, der war durch sein Sparen und Sammeln erstaunlich reich geworden.

Aber dennoch, so fremd dies auch scheinen mag, führte er ein qualvolles Leben. Sein Gut und Geld war ihm so an das Herz gewachsen, daß es ihn tagelang unglücklich machte, wenn er nur einen Groschen davon ausgeben mußte.

Mit den Armen hatte er auch kein Mitleiden. Er schloß die Thüre vor ihnen zu und ließ sie draußen vergebens bitten und flehen. Ueberhaupt war er nie zu sprechen für den, welcher ihn um irgend einen Beistand angehen wollte.

Er wohnte auch in einem sehr schönen Hause! Aber er konnte doch keine Nacht ruhig schlafen: War es still und ruhig, so paßte er auf, ob sich nicht etwas regen würde und wenn irgend ein

Mäuschen krabbelte, so meinte er, die Diebe seien schon da, ihn zu bestehlen. Gut lebte er auch nicht! Um nicht viel auszugeben, aß er sehr wenig, und nur die wohlfeilste und magerste Kost. Auch seine Kleider waren alt und verschabt, weil er es nicht über sich bringen konnte, Geld für neue Kleider auszugeben.

Was haltet ihr nun von einem solchen reichen Geizhalse? Gewiß, daß solcher Mann ein unglücklicher hartherziger Thor ist.

Und als er starb, mußte er natürlich all seine Schätze und Reichthümer zurücklassen und der Tod fragte nicht darnach, daß er hier ein so reicher Mann gewesen ist.

Und sicherlich hat der Richter in jener Welt wohl nach einem andern Reichthum gefragt, nämlich nach seinen guten Werken. Da er aber sicherlich hierin sehr arm war, so hatte er dort noch ein unglücklicheres Loos, als hier auf Erden. Darum hütet Euch vor dem Geiz; seid sparsam, aber lebt und laßt auch eure armen Mitbrüder leben.

Erhalte mich, o Gott, dabei,
Daß ich das Laster hasse;
Geiz ewig als Abgötterei
Von mir entferntet lasse.
Ein weises Herz und guter Muth
Sei meines Lebens höchstes Gut.



Zwei Freundinnen.



Es gibt hier auf Erden keinen größeren Genuß, als einen treuen Freund oder eine Freundin zu besitzen, die von Herzen aufrichtig ist, die in Leid und Freud theilnimmt und darnach strebt, uns das kurze Leben angenehm zu machen und soviel als möglich die Sorgen zu erleichtern, die uns drücken. Deshalb sagt schon ein alter Spruch der Bibel: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz, wer den hat, der hat einen großen Schatz! Ein treuer Freund ist mit keinem Gelde noch Gut zu bezahlen! Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens!“

Solch eine treue und edle Freundschaft, auf Tugend und Gottesfurcht gegründet, bestand schon von Jugend auf zwischen Ulrike und Marie, zweien Mädchen aus dem wohlhabenden Bürgerstande. In ihrer Jugend kannten sie keine größere Freude, als einander Vergnügen zu gewähren und einander die kleinen Dienste zu erweisen, welche immer ein Beweis liebevoller Theilnahme sind. Mehr als einmal hatten sie sich einander feierlich gelobt, daß sie sich getreu bleiben würden, was auch geschehen möge. Nun, solche Gelübde werden auch mehr gethan, aber leider in späterer Zeit auch wieder vergessen. In Tagen des Glücks ist es keine große Kunst viele Freunde zu haben, in Tagen des Unglücks jedoch verlassen uns die Meisten. Die Kameraden unserer Jugend betheuern

uns zuweilen goldne Berge in der Zukunft, aber später wollen sie uns wohl ganz übersehen; wenn sie durch Rang, Ansehen oder Vermögen über uns erhaben sind, dann stellen sie sich, als kennten sie uns nicht, und überlassen uns unserem Schicksale.

Solch einer unedlen Handlungsweise blieben Alide und Marie zu unserer Freude ganz fremd; sie lebten für einander und genossen durch die Freundschaft ein wahres Glück.

Ohnerachtet Alide und Marie beinahe gleichzeitig sich verheiratheten, die erste mit einem Arzte, die andre mit einem Seekapitain, so verminderte sich doch ihre Zuneigung nicht, die früher zwischen ihnen bestand; sie suchten sich einander oft auf und verlebten mit einander manch schönes Stündchen.

Die beiden Freundinnen waren recht glücklich, besonders Marie, als sie von dem lieben Gott ein Söhnchen bekommen hatte, an welchem sie die Beweise mütterlicher Zärtlichkeit überreichlich bezeugte; obgleich Alide kinderlos war, so hatte sie doch das Söhnchen ihrer Freundin eben so lieb, als ob es ihr eigenes wäre.

Aber das Glück ist auf Erden nicht beständig, junge Leser und Leserinnen! Jetzt möcht ihr vielleicht davon noch keine Erfahrung gemacht haben; wir dürfen es jedoch Euch im Voraus schon sagen, daß die Glücksjahre auch für euch nicht immer gleichmäßig hell scheinen wird, sondern wohl dann und wann auch einmal durch dunkle Wolken wird getrübt werden.

Marie erwartete die Zurückkunft ihres Gatten, den sie so herzlich liebte. Nach seinem letzten Briefe konnte sein Schiff jeden Tag einlaufen und die brave Frau genoß im Voraus süße Freude,





wenn sie daran dachte, wie sie mit ihrem Kindchen auf längere Zeit wieder mit dem Gatten zusammen leben könnte. Unerwartet jedoch wurde ihre Freude in Traurigkeit verwandelt: die unheilvolle Nachricht kam ihr zu, daß das Schiff, auf welchem ihr Gatte den Befehl führte, untergegangen und der Capitain eine Beute der Meereswellen geworden sei.

Ihren Schmerz zu schildern, vermögen wir nicht und es war auch ein entsetzlicher Schlag, welcher sie und ihren Liebling betroffen hatte. Bei dieser so traurigen Lage war Alide abwesend; kaum jedoch war sie von ihrer Reise zurückgekehrt, so eilte sie zu ihrer Freundin. Es war gerade der Geburtstag des kleinen Eduard. Sie hatte einen schönen Blumenstrauß für ihn mitgebracht, und fand die junge Wittwe mit dem Kinde still und traurig auf einer Bank sitzend. Ihr stürzten Thränen aus den Augen bei der Erinnerung an das Vergangene und sie seufzte um ihr verlorenes Glück; Alide versuchte sie zu trösten und wies sie hin auf den Vater im Himmel, dessen Wege oft dunkel und wunderbar sind, der jedoch Alles endlich herrlich hinausführt. Sie sprach so herzlich, so theilnehmend und goß heilenden Balsam in das Gemüth ihrer Freundin. Diese wurde nach und nach beruhigter und ergeben in den Willen Gottes und wenn sie auch viel verloren hatte, so erkannte sie doch mit Dankbarkeit, daß sie auch noch viel behalten hatte; ein liebes einnehmendes Kind, und eine aufrichtige getreue Freundin. Dieses waren von nun an die Schätze und Güter, um deren ungestörten Besitz sie täglich betete.

Wie glücklich, wer in diesem Leben
Besitzt 'nen treuen Freund,
Der sich erfreut bei unserm Glücke,
Im Unglück mit uns weint.

Der unser Beistand ist in Nöthen,
Den Tugendpfad uns lehrt,
Und uns durch Rath und eignen Vorbild
Hier Himmelsglück gewährt!



22.

D e r S p i e l e r .

Der Bogen kann nicht immer gespannt sein, er muß zuweilen wieder abgespannt werden. Wir haben deswegen nichts dagegen, daß man nach wohlvollbrachter Arbeit auch einige Zeit dem Vergnügen widmet; das schenkt neue Lust und Kraft und eine geziemende Fröhlichkeit ist keine Sünde. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Vergnügen; des Ersten brauchen wir uns nie zu schämen, das Letzte kann nur Reue geben. Darum, lebenslustige Knaben und Mädchen, rathen

wir euch an, vorsichtig in eurer Wahl zu sein, und einen Abscheu zu haben gegen Alles, was von eurem eigenen Herzen verworfen werden muß, und nur einen vorübergehenden Genuß gibt, welcher später eine Quelle trauriger Folgen wird. Zu eurer Warnung wollen wir deshalb euch etwas erzählen, von dem wir hoffen, daß es euch zu ernstem Nachdenken auffordern soll.

Conrad war der einzige Sohn von einem reichen Bauer. Bei vielen guten Eigenschaften, welche er besaß, hatte er eine verderbliche Neigung, welche sich bei ihm schon frühzeitig offenbarte. Er war ein Liebhaber des Spiels und setzte sein größtes Vergnügen hinein, mit diesem oder jenem Kameraden — es sind leider immer solche zu finden — sein Glück zu probiren. Da das Glück ihm nicht ungünstig schien, wurde seine Lieblingsneigung je länger je mehr bei ihm aufgeregt und genährt. So lange sein Vater lebte, denn dieser war ein gemüthlicher und recht denkender Mann, hatte Conrad nicht die vollkommene Freiheit, welche er so sehr begehrte, und er sah sich genöthigt, nur im Geheimen seinem Verlangen nachzugeben. Als jedoch sein Vater gestorben war, sah er sich weniger eingeschränkt; denn der alte Großvater, zu welchem er ins Haus aufgenommen wurde, war halb blind und taub und außer Stand, seinem Enkel nachzugehen. Wohl hörte er dann und wann in Betreff Conrads von wohlmeinenden Freunden besorgliche Nachrichten; aber das Rechte hörte er nicht und das war vielleicht gut für ihn, daß er es nie begriff, sonst würde der alte Mann am Abende seines Lebens von Verdruß gefoltert worden sein.

Aber was der Großvater nicht wußte oder nicht begriff, das

wußten viele nur allzugut, nämlich daß Conrad ein Erzwürfelspieler war und sich selbst nicht schämte, den Tag des Herrn zu entheiligen und während die Leute in der Kirche waren und Großvater sein Schläfchen hielt, seiner Leidenschaft sich so recht hinzugeben. Mit den Jahren nahm das Uebel zu; es war ihm zu einer solchen Gewohnheit und Leidenschaft geworden, daß er keinen Tag ohne das Spiel zubringen konnte.

Als er sein eigener Herr geworden war, und über die ansehnliche Erbschaft seines Vaters und seines Großvaters verfügen konnte, ließ er mehr als zuvor seiner Begierde den Zügel schießen. Er arbeitete nicht mehr, denn daran hatte er keine Lust noch Freude mehr; aber spielen, dafür ersparte er Alles auf. Wie schon gesagt, Conrad war anfangs im Gewinnen nicht unglücklich; nach und nach jedoch schien das Glück ihn zu verlassen. Er verlor mehr als er gewann und sah zu seinem Verdruß, daß sein früher ansehnliches Kapital mächtig zu schmelzen anfing.

Da hätte man denn meinen sollen, er hätte bei Zeit die gefährliche Laufbahn verlassen; aber gerade das Gegentheil! Gerade die Begierde, um wieder zu gewinnen, was er verloren hatte, trieb ihn an, immer mehr zu wagen. So ging es fort, bis daß er nichts mehr zu verlieren hatte; Alles, was früher sein Eigenthum gewesen war, war verkauft oder verpfändet und in wenig Jahren war der reiche Bauernsohn ein armer Bettler geworden.

Wäre er auch da nur noch zur Besinnung gekommen, vielleicht würde er auf eine ehrliche Weise ein Stück Brod haben verdienen können; denn das Mitleiden ist noch nicht aus der Welt gewichen

und wer seine Schuld bekennt, kann noch immer auf Vergebung hoffen.

Aber er war leider in dem Bösen verhärtet. Spielen mußte er; das war sein Leben. Geld besaß er nicht mehr, und kein Mensch wollte ihm auch solches geben. Was war zu thun! Was nicht selten mancher Spieler thut: Conrad wurde ein Dieb, erst im Kleinen, später im Großen.

Sein Ende war entsetzlich unglücklich. Er sollte in das Zuchthaus gesetzt werden, weil er der Theilnahme eines Diebstahls mit Einbruch beschuldigt war. Da legte er Hand an sich selber und endigte sein sündiges Leben mit Selbstmord.

O wir bitten euch um eures Glückes und Seelenheiles willen hasset frühzeitig das Spiel, das schon so Manchen in den tiefsten Abgrund gestürzt hat.



23.

W e i ß e R o s e n .



Weiße Rosen! Weiße Rosen!

O, wie seid ihr doch so schön,
Und wie läßt sich Gottes Allmacht
Doch so herrlich an Euch seh'n!

Unbefleckt steht Ihr, und pranget
 Rein, in weißem Unschuldkleid;
 Eure Knospen schauen aufwärts
 Stolz — doch voller Züchtigkeit!

Warum sollten sie sich schämen?
 Sind sie ja doch fleckenrein;
 Und Natur, die schmucke Mutter,
 Freut sich ihrer Kindelein!

O, daß wir den Rosen gleichen,
 Rein an Herzen, unentweicht!
 O, wie schön würd' das uns kleiden!
 Gott, gib uns dies Unschuldkleid.

Lehre uns die Unschuld lieben,
 Schütze uns vor eittem Tand,
 Daß ein reines Herz mög schlagen
 Unter einem jed' Gewand!

Was wir thuen oder wollen,
 Lieber Gott, dir sei's zur Ehr!
 Send' uns deinen Geist und Segen,
 Das ist unser heiß' Begehr!



Eine Erzählung von Vater Bernhard.



Niemand von euch wird den Vater Bernhard kennen, und das glauben wir gerne, denn der Mann ist schon länger als 20 Jahre als siebenzigjähriger Greis gestorben. Er sah bis zu seinem Tode gesund aus. Mancher, der es nicht wußte, dachte, daß er viel jünger wäre, und es war auch besonders merkwürdig, wie munter er dahin schritt.

Eigentliche Gebrechen hatte er nicht und von seiner Munterkeit wußte man viel zu erzählen. Obgleich er nicht nöthig hatte zu arbeiten, weil er gemächlich von seinem Einkommen leben konnte, so ging doch kein Tag vorüber, an welchem er nicht dies oder jenes that, und wenn man zu ihm sagte: „Vater Bernhard, warum lebt ihr nicht in Ruhe,“ da antwortete er: „Müßiggang ist aller Laster Anfang; man muß arbeiten, so lange man kann, in dem Grabe allein mag man von der Arbeit ausruhn!“

Nicht immer jedoch hatte er auf Erden Freuden genossen, denn oft hatte er mit Unglück zu kämpfen gehabt; doch nie murrte oder klagte er. Er hatte den Tag erlebt, an dem seine Wohnung vom Blitz getroffen und in Asche gelegt wurde, so daß er nichts mehr besaß; doch verzweifelte er nicht, sondern vertraute auf Gott, und sein Vertrauen war nicht vergebens gewesen; denn der brave

Mann war später glücklicher als zuvor und ein geheimer Segen waltete über seinem Hause.

Als er fünfzig Jahre alt war, verlor er kurz nacheinander seine Frau und seinen einzigen Sohn. Das war ein schwerer Schlag, denn er hatte sie beide so herzlich lieb; vergessen konnte er sie nicht, aber sich zu unterwerfen unter den göttlichen Willen, das hielt er für heilige Pflicht und er beweinte seine Todten in der Hoffnung, sie einmal in dem Himmel wieder zu finden.

Hieraus könnt ihr schon abnehmen, daß Vater Bernhard ein tugendhafter und frommer Mann war; dafür war er auch allgemein bekannt. Jedermann konnte ihn gut leiden, und es war eine Lust zu sehen, wie Jung und Alt, Reich und Arm, ihm ihre Achtung bezeugten und seinen Umgang suchten. Die Kinder hielten viel auf ihn, weil er immer so freundlich war, dann und wann an diejenigen, welche brav aufpaßten, kleine Geschenke gab, und die besondere Gabe besaß, auf eine unterhaltende Weise das eine oder andere Nützliche zu lehren. Wenn Vater Bernhard bei schönem Wetter unter den alten Lindenbaum sich niedersetzte, dann wußten die Knaben und Mädchen schon, was vor sich gehen werde; dann umringten sie den alten Mann, und hielten sich mäuschenstill. Da begann Vater Bernhard etwas zu erzählen und das konnte er so einfach, so verständlich und so anziehend, daß größere Knaben und Mädchen, ja selbst Erwachsene sich nicht schämten, darauf zu horchen, und unbemerkt manche gute Lehre mit nach Hause nahmen. Wenn wir alles gedruckt hätten, was der alte Mann also erzählte, dann

würde es ein großes Buch ausmachen. Das haben wir jedoch nicht. Aber eine Erzählung wollen wir euch doch mittheilen.

Es war am zweiten Pfingsttage Nachmittags bei schönem warmem Wetter und heiterem blauen Himmel. Vater Bernhard hatte seinen gewohnten Platz eingenommen. Es dauerte nicht lange, so hatte auch schon das junge Volk sich um ihn geschaart, unterdessen von diesem und jenem „st.... st....“ gerufen wurde.

Ja, ja, ich weiß es schon, sprach der alte Mann lachend, es soll wieder angehen; ihr plagt mich aber auch gewaltig! Aber meinetwegen, wer weiß, ob es nicht das letzte mal ist, daß ich auf Pfingsten etwas erzähle. Denn Vater Bernhard dachte an sein hohes Alter und rechnete jeden Tag als ein Gnadengeschenk des Herrn.

Diese Worte machten einen großen Eindruck und manchem kam eine Thräne in die Augen. Endlich wurde die Stille unterbrochen durch den allgemeinen Ruf: O, das hoffen wir nicht, Vater Bernhard, das hoffen wir nicht! Und das war wohlgemeint und von Herzen gekommen.

Nun wohl! so höret zu, ich will euch folgende Geschichte erzählen.

Als ich noch ein Knabe war, hatte ich einen Freund, welcher Caspar hieß. Er war elternlos, und von seinem Vormunde zu einem Schullehrer untergebracht, um daselbst eine gute Erziehung zu erhalten, damit er später ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden möchte. Caspar war ein munterer gutgefiteter talentvoller Junge, immer fröhlich und gutherzig. Von allen mei-

nen Schulkameraden hielt ich das Meiste auf ihn, und seinerseits schien er mir vor allen andern geneigt. Wir beide waren große Liebhaber von Lesen, und manche Erzählung, die ich euch mittheilte, haben wir zusammen aus den Büchern geschöpft. Meine guten Eltern, welche damals noch lebten, billigten sehr, daß ich mit Caspar einen besonderen Umgang hatte, und manchen freien Nachmittag waren wir zusammen und brachten ihn auf eine nützliche Weise zu; bald überhörten wir uns einander in dem, was wir gelernt hatten, dann wiederum gaben wir uns gegenseitig Rath auf, oder übten uns zusammen auf des Vaters Dambrett u. s. w.

Wenn man täglich mit einander umgeht, dann lernt man auch an einander den Charakter, die Tugenden, aber auch die besonderen Fehler kennen. So hatte ich bemerkt, daß Caspar die Gewohnheit hatte, dann und wann bei dem Erzählen zu vergrößern und zu weilen vom Lügen selbst nicht ganz frei zu sein. Wenn ich ihn dann dabei ertappte, dann war ich offenherzig genug, meine Vermuthungen zu offenbaren, und er war bereit mir Recht zu geben.

Du bist doch so dumm nicht, wie die andern Jungen, fügte er nicht selten hinzu und dabei blieb es. Denn als ich ihm sagte, daß es Sünde und Schande wäre, so in die Welt hinein zu lügen, so antwortete er mir: Ho, ho, ein Bißchen Lügen thut keinem Menschen übel und eine Nothlüge ist keine Sünde.

Ich war damals noch nicht alt und verständig genug, um ihn ernstlich zu tadeln, und es meinen Eltern und Lehrern sagen, das wollte ich nicht, da ich von Jugend auf ein Feind davon war, das Böse, welches ein Anderer that, sogleich zu hinterbringen. Es

war Schade, daß der gute Junge keine Eltern mehr hatte und daß der alte Schullehrer mehr durch die Brille des Schulgehilfen guckte, als durch seine eigenen Augen; vielleicht wäre es für Caspar besser gewesen. Aber so ist es; später denkt man über dieses und jenes oft viel anders, als vorher.

Als Caspar 15 Jahr alt war, mußte er die Schule verlassen, und wurde von seinem Vormunde nach Hause geholt, welcher ihn Kaufmann wollte werden lassen. Es that mir sehr leid, daß Caspar weggehen mußte, und nie werde ich es vergessen, wie schmerzlich der Abend war, an welchem wir das letzte Mal bei einander waren. Kamerad, sagte er zu mir, und dabei standen Thränen in seinen Augen, wer weiß, ob wir einander je wiedersehen. Du weißt, es ist sehr weit von hier, wo ich hingehe.

Aber wir können uns einander ja schreiben, erwiederte ich, obgleich ich nicht weniger ergriffen war als er, und wohl gewünscht hätte, daß er die weite Reise nicht hätte unternehmen müssen; denn ich hatte ihn so lieb wie einen Bruder. Aber so ist es, Kinderchen, die welche wir lieb haben, sehen wir zuweilen unerwartet von dannen ziehen, und wir müssen uns damit zufrieden geben.

Zwei oder drei Jahre lang schrieben wir uns jeden Monat einen Brief. Anfangs waren die Briefe unbedeutend und allein dazu dienend, uns gegenseitig zu überzeugen, daß wir noch am Leben und bei Gesundheit waren. Mit jedem Tag jedoch wurden wir älter und allmählig begannen wir über bedeutende Gegenstände Briefe zu wechseln. Das ging geregelt fort bis auf eine gewisse

Zeit, es war mein Geburtstag. Ist kein Brief für mich da? So frug ich den Briefboten.

Nein, war die Antwort, welche kurz gegeben wurde, denn diese Leute haben immer Eile.

Sonderbar, rief ich bei mir selbst aus, keinen Brief von Caspar! Und ich war an dem Tage sehr mißmuthig. Noch ein Monat verging und kein Brief kam an. Mein Schreiben wurde nicht beantwortet. Nun wurde ich unruhig. Mein Vater mußte gerade nach der Gegend reisen, wo Caspar wohnte, und ich ersuchte ihn mitgehen zu dürfen. Das geschah. Kaum waren wir da angekommen, so eilte ich nach dem Wohnplaz des meines Freundes.

Er ist todtkrank und wird nie mehr aufkommen, so tönte es mir schrecklich in den Ohren, als ich nach Caspar frug. Als ich ihn sah, erschrak ich, so verändert war er.

Ich werde sterben, sagte er mit schwacher Stimme, während er meine Hand ergriff, aber . . . sprach er langsam weiter, es ist . . . meine . . . eigene Schuld. . . . Ich habe durch meinen Leichtsinns eine Familie . . . unglücklich gemacht. . . .

Aber wie ist das möglich, frug ich ihn, du warst doch allezeit so gutherzig und so menschenfreundlich.

Aber ich habe gelogen, Bernhard, schrie er mit schrecklichem Tone, ich hätte einen Gatten und Vater retten können, wenn ich die Wahrheit ausgesagt hätte. . . . Das hab ich nicht gethan. . . . er hat durch mich seinen Unterhalt. . . . seine Ehre verloren. . . . Die Reue verzehrt mich . . . ich werde ins Grab sinken. . . .

Aber kannst du denn nicht noch Vieles wieder gut machen, fragte ich theilnehmend, wenn du öffentlich widerruffst. . . .

Zu spät, jammerte er, dieser Mann ist vor Verdruß gestorben.

Aber dann die Frau und Kinder, kannst du für diese nichts thun?

Diese sollen . . . mein Vermögen erben, aber dieses entschädigt nicht für den Verlust des Gatten und des Vaters. . . .

Hierauf war er völlig erschöpft. Ich blieb die ganze Nacht bei ihm und wachte, erhielt aber von ihm keine Antwort mehr. Als der Morgen anbrach, schloß er für immer seine Augen und ich bat Gott um Gnade für seine Seele.

Vater Bernhard schwieg; er wischte sich eine Thräne aus seinen Augen und tiefe Stille herrschte rings um den Lindenbaum.

Nun denn, Kinder, unterbrach der alte Mann das Stillschweigen, geht nun nach Haus und behaltet die Wahrheit lieb.



25.

Die Untersuchung.



Die Mutter. Wilhelm, mein Sohn, warum bist du so traurig? Hast du vielleicht etwas Böses gethan? Oder einen Mitschüler beleidigt, und deßhalb in der Ecke stehen müssen? Oder

vielleicht eine Strafarbeit müssen schreiben? Sage mir die Wahrheit und ich will dir versprechen, es dem Vater nicht zu sagen. Schäme dich nicht, der Mutter zu offenbaren, was du begangen hast, denn dieses paßt sich für ein gutes Kind. Aber wenn du lügst, so kennst du die Strafe, welche du zu erwarten hast. Komm, gestehe mir alles und höre auf mit deinem Weinen?

Wilhelm. Liebe Mutter, Böses habe ich nicht gethan aber ich bin geschlagen worden, weil ich . . . weil ich dem Peter etwas gesagt habe, wegen seiner Worte, während die andern Buben schwiegen. Denn, liebe Mutter, er fluchte so schrecklich, daß ich es gar nicht mit anhören konnte. Peter, sagte ich, das ist eine Sünde vor Gott, wenn du so fluchst und Gottes Name mißbrauchst. Und da . . . da hat er mich geschlagen.

Die Mutter. Wilhelm, mein Kind, nimm dir dieses nicht zu sehr zu Herzen. Peter muß sich schämen und wehe ihm, wenn er leichtsinnig das Gebot vergißt: du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. Und hat er gegen deine Ermahnungen sich spöttisch und ungezogen benommen, so möge dich es belehren, daß derjenige oft mißkannt und verspottet wird, welcher immer das Gute liebt und will. Aber der Segen Gottes wird auf ihm ruhen.



Was man von Thieren lernen kann.



Wenn wir mit Aufmerksamkeit die Thierwelt betrachten, meine jungen Leser und Leserinnen, dann können wir mehr als einmal Etwas von diesen vernunftlosen Geschöpfen lernen, was uns entweder zur Nachahmung erweckt, oder uns zur Beschämung dient. Das klingt in der That etwas befremdend, aber wir müssen doch manchmal auch bei den Thieren in die Schule gehen.

Seht doch einmal mit Aufmerksamkeit hier neben das nette Bildchen an. Mina, das größte und älteste der beiden Mädchen, hat ein besonderes Wohlgefallen an ihrem schönen Vogel, welchen sie von ihrem Oheim zum Geschenke erhalten hat; während Hannchen, ihre jüngere Schwester, besonders eingenommen ist für den freundlichen Grando, den treuen Hund, welcher ihr auf seine Art besondere Anhänglichkeit bezeugte. Der Vogel und der Hund scheinen ihre Herrinnen gut zu kennen; der erste bleibt ruhig sitzen; der letzte zeigt sich sehr vergnügt und springt an Hannchen hinauf. Beide sind zufrieden, kein Zeichen von Mißgunst können wir entdecken und wir sehen, daß vollkommene Einigkeit herrscht.

Das Betragen dieser beiden Thiere übte einen wohlthätigen Einfluß aus auf das Schwesterpaar. Bestand auch schon frühzeitig eine herzliche und reine Freundschaft zwischen Mina und Hannchen, so wurde diese noch vergrößert durch das, was sie bei ihren Lieb-

lingen sahen. Auch sie lernten zufrieden sein mit dem Loose, das jedem von ihnen besonders zu Theil geworden war.

Sie blieben frei von dem häßlichen und unglückseligen Neid; einander Vergnügen zu machen und sich das Leben zu verschönern, das war beider Streben und dadurch fühlten sie sich selbst glücklich und hatten Lob und Ehre bei allen braven Leuten.

O, wäre es so überall in der Welt, wie viel anders und besser würde es sein; aber leider, wie oft findet das Gegentheil statt; wie viele Geschwister, die gegen einander freundlich sein und sich lieben sollten, wie es vernünftigen Geschöpfen geziemt, sind unfreundlich gegen einander, und haben wenig oder nichts für einander übrig und sind neidisch auf das Glück, das zuweilen dem einen mehr lächelt als dem andern.

Wie thöricht und unverständlich ist doch das, nicht wahr? Wir leben hier ja so kurze Zeit und sollten wir denn das kurze Leben auf solch eine lieblose Weise zubringen wollen? Nein, das ist verkehrt, das ist schlecht, das ist Sünde! Kommt, laßt uns einander vertragen und lieb haben und dann werden wir glücklich sein durch Freundschaft, durch Liebe und durch gegenseitige Treue.







Die Welt.



Wie ist in der Welt doch Alles so ungleich vertheilt, — so könnten wir meinen; denn der Eine hat einen Reichthum, den er gar nicht zählen kann, während der Andere Nichts besitzt. Dieser fährt in einer Staatscarosse, und Jener muß zu Fuß gehen; Hans weiß gar nicht wo hinaus mit seinem vielen Gelde, und Kunz kann sich das nöthige Brod nicht kaufen; Johann sieht sich überall geehrt und bis in den Himmel erhoben, und es wiedersfährt ihm kein Uebel und Unglück trifft ihn nicht, — dagegen ist der arme Jacob stolz verachtet, obgleich er Tag und Nacht fleißig um das tägliche Brod sich abarbeitet. Dem Einen läuft Alles auf wunderbare Weise zu, und er kennt weder Verdruß noch Sorgen, der Andere findet nicht, was er sucht und wenn er sich blind wollte suchen!

Wer weiß, ob es nicht viel besser wäre, wenn jeder wählen könnte, wie er wollte: man wählte doch gewiß nicht das Schlechteste und hätte nichts zu fürchten. Ach, ihr Kinder, lernt es doch ja recht früh, Er, der dies Alles so geordnet hat, hat es gut geordnet, und vertrauet seiner Liebe! Der Reichthum, der unser Aug' blendet und so ein unschätzbares Gut zu sein scheint, bringt nicht immer Segen und süßen Genuß in der Welt. Und die Armuth, der wir so gerne ausweichen, kann oft sehr vortheilhaft sein; wer zuweilen

bei dem Reichthume Gott vergaß, kann ihn im Unglück wiederfinden. Und wenn die Welt uns verachtet ohne Ursache und Schuld: dann schaue aufwärts zu Gott in herzlichem Gebete; und der gute Gott, der das Recht liebt, wird für uns wachen und uns, wenn nicht hier auf der Erde, doch einstens glücklich machen.



28.

**Zwölferlei Handwerk,
Dreizehnerlei Unglück.**



Das Sprüchwort wird Euch nicht unbekannt sein, junge Freunde! Es wird, wie Ihr wohl wissen werdet, angewandt auf solche, die sich nicht bei einem bestimmten Berufsgeschäfte halten, sondern von dem einen zu dem andern laufen. Es ist ein großer Gewinn, wenn wir verständige Eltern haben, die uns frei die Wahl lassen, einen bestimmten Beruf oder Geschäft zu wählen. Aber wenn wir dieses Glückes uns erfreuen können, dann müssen wir als Kinder schon darauf bedacht sein, nicht unüberlegt und leichtsinnig hiezu zu handeln, sondern vielmehr im Aufsehen zu Gott unsere Kräfte und Kenntnisse zu Rathe ziehen und dann so wählen, daß es uns später nicht reuet. Mancher fand sich darin betrogen und

sah später seinen Irrthum ein. Und nicht wahr, es will doch was heißen, wenn man die Jugendjahre vergeudet, die so schnell vorüberreifen, und seinen Eltern nutzlose Kosten verursacht, ohne daß sie Vergnügen, und ohne daß wir Nutzen und Vortheil davon haben.

Ich finde mich verpflichtet, Euch davor zu warnen und darum will ich Euch kurz erzählen, was unserm Fritz wiederfuhr. Sein Vater war ein braver verständiger Mann, als Buchhalter in einem großen Handelsgeschäfte thätig, wo man ihn achtete und liebte wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit. Seine Mutter war eine gute Frau, aber vielleicht für Fritz allzugut, da sie ihm immer seinen Willen ließ —, weil, wie sie sagte, das Kind so schwach war, was man gleichwohl äußerlich ihm nicht ansehen konnte; denn als Fritz zehn Jahr alt war, war er beinahe so groß als ein anderer von vierzehn Jahren, und dabei sah er nach dem Zeugnisse Aller aus wie Milch und Blut.

Sein Vater hätte es gern gesehen, daß sein Sohn sich dem Handelsgeschäfte widmete, weil er in diesem Falle bei und neben dem Vater auf dem Comptoir hätte arbeiten können; aber die Mutter war ängstlich, daß die Schreibstube-Luft seiner Gesundheit schaden könnte, und was den Ausschlag gab, war, daß Fritz gerade heraus erklärte, daß er keine Neigung dazu habe und damit war der Streit geschlichtet. Denn der Vater hatte den Grundsatz, daß man Niemanden zwingen dürfe, weil gezwungene Arbeit selten etwas Gutes liefert. Endlich mußte man doch zu einem Entschlusse kommen und Fritz erklärte, als sein Vater ihn ernstlich ermahnte, frei zu sagen, was er lernen wollte, — daß er Goldschmied werden

wollte. „Gut, mein Sohn,“ sprach der Vater; „aber einmal gewählt, bleibt gewählt“ und Fritz kam in die Lehre.

Unerwartet starb der Vater, zwei Monate später, als Fritz zum Goldschmiede gekommen war. Das war ein harter Schlag für Mutter und Sohn, besonders für den letzteren, der fortan einen verständigen Führer entbehrte. Bald gefiel dem Fritz das Goldarbeiten nicht mehr und nach dem Gutdünken der Mutter wurde Fritz zu einem Uhrmacher untergebracht; diese Arbeit fand er bald zu langweilig; da ward beschlossen, er solle Zimmermann werden; aber diese Arbeit schien ihm schwerer zu sein, als er gedacht hatte und Mütterchen fürchtete, daß das Zimmern seine Brust zu sehr könnte angreifen, da er dann und wann sich erkältet hatte. Im Mai war er zu seinem Herrn gekommen und im halben Juni war er wieder zu Hause.

Was nun anfangen? — Er sollte einmal probieren, wie ihm die Schreinerei gefalle. — Gesagt, gethan! Aber auch diese Probe fiel sehr schlecht aus! Unter der Hand war Fritz älter geworden, zu Nichts geschickt, und hatte seine brave Mutter durch den immerwährenden Wechsel seines Geschäftes viel Geld gekostet, so daß sie sehr zurrückkam und heimlich wünschte, daß ihr Sohn sein eigen Brod verdienen möchte. Aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Fritz zögerte mit Allem und fand Nichts, was ihm vollkommen behagte.

Ein Glück war es, daß seine Mutter das Ende nicht erlebte: sie starb vor Kummer und Herzeleid. Seit langer Zeit kränkelte sie an einem geheimen Uebel, welches je länger je mehr zunahm und

endlich ihre Körperkräfte auflöste. Nach ihrem Tod wurde Erik je älter je unglücklicher. Das kleine Vermögen, welches durch seine eigene Thorheit bedeutend zusammengeschnitten war, wurde durch seine Thorheit immer kleiner. Nun mußte er arbeiten, oder es war zu fürchten, daß er auch nichts mehr zu essen hatte. Viel Mitleiden wurde ihm nicht zu Theil, denn wer seine Lebensgeschichte kannte, wußte, daß er die alleinige Ursache seines Unglückes gewesen. Viele, bei welchen er Arbeit suchte, wiesen ihn ab, da sie thätigere Menschen finden konnten; andere schickten ihn nach kurzer Zeit wieder fort, da er sich ungeschickt anstellte. Nun strich er umher von einem Orte zum andern, und wurde, ohne daß er selber es gedacht hatte, ein Landstreicher. Als Alles aufgezehrt war, mußte er betteln — und als er bettelte, wurde er eines Tages von der Polizei aufgegriffen, und nach der Colonie gebracht, wo die Müßiggänger arbeiten oder verhungern müssen. Ein jämmerlich Ende: nicht wahr?

O, denken wir daran, und vergessen es nie, wie wahr der Spruch ist:

Zwölferlei Handwerk,
Dreizehnerlei Unglück!



Abschied von meinen jungen Lesern.



Ihr Knaben und Mädchen, recht herzlich Dank,
 Daß ihr fleißig mein Büchlein gelesen;
 Ich hoffe, es hat euch ergötzt und erfreut
 Und ist Euch auch nützlich gewesen.
 Nun wählt aus den Blumen, die Frühling Euch bringt,
 Die Euch am besten gefallen,
 Und präget die besten Lehren Euch ein
 Aus diesen Erzählungen allen.
 Und merket Ihr böse Gewohnheit an Euch:
 Den Eltern wollt's offenbaren,
 Und bittet auch Gott, daß er hülfreich euch sei,
 Vor Sünden Euch zu bewahren.
 Lebt froh und rein Eure Jugendzeit,
 Seid brav und fromm vor den Leuten:
 Dann wird Gott ein guter Vater Euch sein
 Und Euch mit Liebe geleiten.
 Blühet auf — das wünsch' ich von Herzensgrund,
 Euren Eltern zur Lust und zur Freude,
 Seid glücklich in all' Eurer Lebenszeit,
 Bewahrt vor schmerzlichem Leide.

Und nun nehm' ich Abschied und sag': Lebewohl,
Leicht, daß wir uns wieder begegnen,
Dann ruf' ich Euch freundlich Willkommen zu:
Doch nun will ich scheidend Euch segnen!



Inhalt.

Nummer.		Seite.
1	Die Kirschendiebe	1
2	Der beschämte Hochmuth	6
3	Das Gespenst	10
4	Was in der Bibliothek vorfiel	12
5	Der wahre Werth der Tugend	15
6	Die zwei Brüder	16
7	Der junge Kaufmann	19
8	Was Peter und sein Vetter werden wollen	23
9	Eine gute That wird von Gott belohnt	24
10	Der Osterhase	29
11	Der Waghals	31
12	Das Eis	34
13	Der Kirchhof	35
14	Traurige Folge von Unvorsichtigkeit	39
15	Frühlingspracht	41
16	Das Mitleiden	43
17	Wer weiß, wofür es gut ist	45
18	Liebe Kinder	48
19	Wie die Unart bestraft wird	48
20	Der Geizhals	51
21	Zwei Freundinnen	53
22	Der Spieler	56
23	Weisse Rosen.	59
24	Eine Erzählung von Vater Bernhard	61
25	Die Untersuchung	67
26	Was man von Thieren lernen kann	69
27	Die Welt	71
28	Zwölferlei Handwerk, dreizehnerlei Unglück	72
29	Abschied von meinen jungen Lesern.	76





